

EINS, ZWEI Polizei

Prol og

„Aber das habe ich doch schon erklärt ...“, begann ich von Neuem und rollte genervt mit den Augen.

„Dann machen Sie das eben noch einmal!“, forderte er grimmig und lachte mich dabei ohne einen Funken von Humor an. Seit fast einer geschlagenen Stunde befragte er mich nun schon zu diesem dummen Vorfall und ging dabei nicht gerade zimperlich vor. Es war zwar kein richtiges Verhör und er stets korrekt zu mir, aber ich fühlte mich dennoch in die Enge getrieben. In seinem Büro gab es keine verspiegelten Wände und auch keine Kameras, aber er hatte mich separiert und das alleine machte schon ein komisches Gefühl.

„Ich habe einfach impulsiv gehandelt“, wollte ich erneut meine Beteiligung herunterspielen und das leidige Thema endlich zu einem Abschluss bringen, als der Mann seine Taktik plötzlich änderte. Er donnerte mit der Faust fest auf den Schreibtisch und funkelte mich mit wütenden Augen an.

„Frau Mokal! Jetzt reicht es mir aber! Sie verschwenden seit über einer Stunde meine Zeit und ich bin nicht gewillt, sie so einfach gehen zu lassen“, schrie er und brachte mich damit völlig aus dem Konzept. Im Normalfall hätte ich mir das vermutlich nicht gefallen lassen, aber nach einer Stunde intensivster Konzentration, war ich auf ein Donnerwetter nicht vorbereitet.

„Aber ... aber ...“, stotterte ich, weil ich nicht mal im Ansatz auf die Idee gekommen war, er könne mich einsperren. „Das geht doch nicht! Sie können doch nicht ...“

„Ich kann sehr viel, Frau Mokal, glauben Sie mir! Einen Grund für Untersuchungshaft finde ich schon. Schließlich haben Sie den vollen Ausraster gehabt.“

„Den vollen Ausraster? Also bitte! Ich bin doch nur in eine verkehrte Einbahn gefahren“, wehrte ich mich tapfer, obwohl mir seine Worte Angst machten. Untersuchungshaft wegen einem Verkehrsdelikt? Davon hatte ich ja noch nie gehört.

„Einfach? Frau Mokal! Sie sind am Abend bei Nieselregen laut hupend über zwei Fahrspuren gedüst, haben zwei Autos abgedrängt, vier zur Notbremsung genötigt und sind in eine verkehrte Einbahn gefahren. Dort sind Sie dann für ein paar Minuten mit Warnblinkanlage auf dem Zebrastreifen gestanden, und damit meine ich MITTEN auf dem Zebrastreifen, um danach umzudrehen, ein weiteres Fahrzeug abzudrängen und Fahrerflucht zu begehen. Wenn Sie mich fragen, ist an all dem nichts wirklich *einfach*.“

„Aber ich habe doch schon gesagt, warum ich das gemacht habe. Da war dieser Mann, den ich aus dem Augenwinkel bemerkt habe.“

„Ein Mann? Woher wussten Sie denn, dass es ein Mann war, wenn Sie ihn nur aus dem Augenwinkel gesehen haben. SIE ganz alleine, Frau Mokal ... und das von der äußersten Spur.“

„Vielleicht war es mehr ein Gefühl, Instinkt eben. Zuerst hoffte ich vermutlich sogar, es wäre etwas anderes als ein Mensch. Ein Mistsack oder so, aber ich hatte eben dieses Gefühl ...“

„Ein Gefühl also.“

„JA! Und es hat sich ja auch bestätigt. Da ist ein Mann einfach auf die Straße gefallen und hätte jeden Moment von einem Auto erfasst werden können.“

„Das wollen Sie alles in einem Bruchteil von Sekunden abgecheckt haben? Sie, eine Hausfrau?“

„Na super! Und SIE, als Bulle, hätten wohl Stunden dafür gebraucht“, ärgerte ich mich, weil die Anspielung auf meinen derzeitigen Berufsstand unter der Gürtellinie lag. Aber was er konnte, konnte ich schon lange! Mit 36 war man schließlich noch lange nicht zwangsweise alt oder blöd und als Hausfrau eben ein Familienmensch und nicht der Sozial-schmarotzer für den andere einen gerne hielten, nur weil sie mit ihrem eigenen Leben unzufrieden waren.

„Ich an Ihrer Stelle würde nicht allzu frech werden, Frau Mekal! Ihre Lage ist nicht gerade die Beste.“

„Aber ich habe dem Mann das Leben gerettet“, echauffierte ich mich, obwohl ich mir da gar nicht so sicher war. Die ganze Aktion war einfach nur saudumm gewesen und hätte voll in die Hosen gehen können.

„Der Mann liegt noch im Krankenhaus. Genaueres erfahren wir noch.“

„Verstehen Sie denn nicht? Er ist wie ein nasser Sack weit vor dem Zebrastreifen auf die Straße geplumpst und liegen geblieben. Ein herannahendes Auto hätte vielleicht nicht rechtzeitig bremsen können und die Sicht war so schlecht, dass ja nicht einmal ich ihn richtig sehen konnte. Also bin ich schnell hin und habe mit meinen Scheinwerfern und der Warnblinkanlage auf ihn aufmerksam gemacht. UND GUT WAR ES! Denn genau in dem Moment ist ja das Auto gekommen und hat sofort verrissen, nachdem ich den Mann beleuchtet habe!“

„Das ist verrückt, Frau Mekal! Nicht *gut*, sondern *verrückt*! Sie können das alles unmöglich so geplant oder vorausgesehen haben. Vielleicht stellt sich ja sogar heraus, dass sie ausgerastet sind und den Typen einfach angefahren haben. Danach haben sie gewendet und sind seelenruhig nach Hause gedüst. Fahrerflucht im klassischen Sinn.“

„Unsinn! Warum sollte ich das machen?“

„Sagen Sie es mir!“

„Nein! Das kann ich nicht, denn ich wollte nur helfen. Punkt.“

„Helfen? Sie sind doch gleich wieder gefahren!“

„Ja, schon. Aber das war nur, weil ich mitten auf dem Zebrastreifen und in der falschen Richtung gestanden bin. Der Mann am Boden wurde schon versorgt von den beiden Herren, die aus dem herannahenden Auto ausgestiegen sind. Die haben die Rettung geholt und versprochen bei dem Mann zu bleiben. Ich musste ja schließlich die Straße wieder freigeben ... und auch wieder nach Hause.“

„Natürlich! Da stirbt vielleicht ein Mann vor ihren Augen und sie müssen schnell zurück, zu Heim, Herd und Kindern. Und das um 22.00 Uhr.“

„Ja.“

„Frau Mekal! Das klingt alles sonderbar. Für ihre Abdrängaktion haben Sie gerade einmal zehn Sekunden gebraucht. Dann sind sie ausgestiegen, haben das Opfer angesehen und festgestellt, dass er einen Arzt braucht. Die Männer aus dem Wagen haben die Rettung geholt und Sie haben sich angeblich versichert, dass diese Männer beim Opfer bleiben. Das macht alles in allem einen Auftritt von ... tam ta ta taaa ... sage und schreibe drei Minuten“, seine Augen blitzten böse und seine Haut war leicht rötlich verfärbt. Ein sicheres Zeichen dafür, dass er sich ärgerte. „Frau Mekal! Sie gebärden sich auf unseren Straßen wie ein Cop aus Miami Vice, lassen das Opfer dann einfach liegen und zischen nach Hause, ohne Personalien zu hinterlassen. Wieso also sollten wir glauben, dass da nicht mehr dahinter steckt? Zum Beispiel ein Mordversuch oder schlicht Alkohol?“

„Das ist jetzt aber wirklich die Höhe! Was soll ich denn noch alles tun? Ich meine, ich habe diese Situation jetzt schon x-mal erzählt und mich scheinbar bis auf die Knochen blamiert, weil ich eine reife, spontan veranlagte Hausfrau bin. Wobei sie mehr auf meinem

Berufsstatus und meiner Intelligenz herumreiten, als auf meiner spontanen Handlung. Ich kann Ihnen also immer nur wieder das gleiche erzählen und, dass ich keinen Alkohol getrunken habe, weil ich mit dem Auto unterwegs war. Wir drehen uns also ständig im Kreis. Also was stellen Sie sich noch alles vor, damit ich endlich gehen kann? Soll ich etwa Ihre Füße küssen?“ Das war natürlich ein provokanter Scherz, aber lustig fand der Beamte ihn nicht. Im Gegenteil! Mein verärgertes Ton, reizte ihn noch mehr und er sprang förmlich aus seinem Stuhl, stütze seine Arme auf den Tisch und beugte sich zu mir herüber. Seine Augen funkelten wie schwarze Diamanten und sein Gesicht wirkte mit einem Mal viel kantiger als zuvor.

„Wenn es nach mir geht, dauert das Verhör noch lange und du kommst nicht so leicht davon und wenn es weiter nach mir geht, dann küsst du etwas ganz anderes, als nur meine Schuhe. Haben wir uns verstanden?“, zischte er und sah mich dabei so eindringlich an, dass ich laut zu schlucken begann. Den offiziellen Polizeiweg hatte er damit ja wohl deutlich verlassen und seine riesige Statur war nur ein kleines Detail, das mir plötzlich schreckliche Angst machte.

1. Kapitel

„Wieso hat das so lange gedauert?“, fragte mein Mann und ich begann sofort zu heulen. Nichts hasste ich mehr als diese blöde Heulerei, aber der Polizist hatte mir solche Angst gemacht, dass ich noch immer vollkommen durcheinander war.

„Ach, komm' her, Schatz. War es denn so schlimm?“

„Ja! Der Typ hatte den vollen Knaller. Kannst du dir vorstellen, wie der mir zugesetzt hat? Alles nur wegen ein bisschen falsch Fahren!“

„Sollen wir einen Anwalt einschalten und den Arsch verklagen?“, fragte Erik mit grimmigem Blick und so viel Fürsorge, dass ich mich gleich noch mehr in seine Arme schmiegte.

„Nein, danke. Ich will dort nur nie wieder hin.“

„Erzähl' einmal, was passiert ist. Ich dachte du musst nur hin und eine kurze Aussage machen.“

„Das dachte ich auch, aber dann kam die volle Ladung Terror.“

„Mein Gott, Silvi, du zitterst ja am ganzen Körper! Das ist ja wohl nicht zu fassen! So eine Schweinerei! Gleich morgen werde ich meinen Anwalt anrufen. Ich meine, die haben dich dort drei Stunden festgehalten und fertig gemacht. Das dürfen die nicht!“ Erik war ernsthaft wütend und das wurde er nur selten. Er war zwar mit tollen, Wikingerenen gesegnet, aber normalerweise die Gutmütigkeit in Person.

„Bitte nicht! Ich mag' einfach nichts mehr mit denen zu tun haben. Ich weiß, dass das dumm ist, aber du hättest seine Augen sehen müssen! Wenn wir da Zoff machen, lässt uns der vielleicht nie wieder in Ruhe.“

„Wie bitte? Hat er dich etwa bedroht?“

„Nicht direkt. Aber ich hatte wirklich Angst vor ihm. Vielleicht gehört das ja zur üblichen Verhörtaktik, aber dem bin ich einfach nicht gewachsen.“

„Wer ist das schon? Und warum auch? So etwas ist wohl kaum angebracht bei einem Verkehrsdelikt. Wie hat der Typ denn geheißen?“

„Peter ... warte ... Peter *Martins* oder so.“

„Und das war der Polizeichef?“

„Äh, das weiß ich nicht. Ich war ja so aufgeregt und bin dem Beamten einfach in sein Büro gefolgt.“

„Also gut, Liebes. Du ziehst dir jetzt erst einmal die Jacke aus, kommst rein auf eine schöne Tasse Tee und dann erzählst du mir alles haargenau.“

„Und die Mädchen? Schlafen sie schon?“

„Ja, längst. Mittlerweile ist es auch okay, wenn ihre Mama mal nicht beim Einschlafen dabei ist.“ Er lächelte und auch ich begann mich endlich zu entspannen. Unsere Zwillingmädchen hatten bis zu ihrem fünften Lebensjahr stets Probleme beim Einschlafen gehabt und immer je eine Hand von mir gebraucht, doch seit sie Schulkinder waren, hatte sich das mehr und mehr gegeben.

„Die beiden sind schon zwei Goldschätze“, seufzte ich, hing meine Jacke an die Garderobe und stellte die Schuhe auf die Seite. Erik ging in der Zwischenzeit schon in die Küche.

„Ich mache den Tee und du erzählst mir alles über den Typen.“

Wir plauderten noch eine Stunde miteinander und ich erzählte ihm so ziemlich alles von diesem fiesen Peter Martins – außer, dass er einen Moment lang sogar anzüglich geworden war. Ich wollte einfach nicht noch mehr Öl ins Feuer gießen, denn mein Mann ließ sich von einer Beschwerde nicht abbringen. Er wollte zwar nicht gleich den Anwalt einschalten, aber

sehr wohl auf dem Kommissariat anrufen und den Mann zur Rede stellen. *Mein Held eben!* In Momenten wie diesen wusste ich wieder was für ein Glück ich mit meinem Wikinger hatte. Groß, blond, blaue Augen und der beste Vater aller Zeiten. Den kleinen Bierbauch sah ich gar nicht mehr. Ab und an hatten wir natürlich auch mal Streit und leichte Krisen, aber alles in allem konnte ich mich auf Erik verlassen und er sich auf mich.

Am nächsten Tag läutete es an der Tür. Die Kinder waren in der Schule und ich gerade beim Bügeln, sah also entsprechend verschwitzt und abgekämpft aus. Auf Besuch hatte ich daher wenig Lust, öffnete aber ohne Bedenken die Tür.

„Sie?“, kreischte ich so erschrocken, wie ich mich fühlte als ich den Schrank von Mann vor mir sah.

„Was dagegen, wenn ich reinkomme?“, fragte der fiese Verhörmensch von gestern und machte bereits Anstalten weiterzugehen, als ich die Tür instinktiv zuknallte und sogleich versperrte.

„Nein! Sicher nicht! Ich möchte nichts mit Ihnen zu tun haben und wenn Sie keinen Durchsuchungsbefehl haben, kommen Sie hier auch nicht herein!“, brüllte ich durch die Tür, obwohl ich keine Ahnung hatte, ob das Rechtens war. Schließlich kannte ich solche Sprüche nur aus dem Fernsehen. Außerdem wollte ich um nichts in der Welt ein zweites Verhör riskieren. So aggressiv wie dieser Mann war, machte er mir hier vielleicht die Hölle heiß und stellte es dann als Einbruch mit Todesfolge dar. Ich wusste zwar, wie weit das hergeholt war, doch dass er mich Zuhause „heimsuchte“ war schon unangenehm genug und eine deutliche Verletzung meiner Privatsphäre.

„Kommen Sie schon! Ich möchte mich nur entschuldigen“, lachte der Mann draußen und brachte mich zum Stutzen. *Peter Martins konnte lachen? Nicht wirklich, oder?* Neugierig spähte ich durch den Türspion und erwartete schon in die Mündung einer Pistole zu gucken, als ich stattdessen einen Wust aus gelben Blumen entdeckte, den er offenbar direkt vor den Gucker hielt. Verdattert schüttelte ich den Kopf, als er laut klopfte und zugleich noch einmal klingelte.

Der ist aber hartnäckig! ... ärgerte ich mich, kombinierte aber allmählich, dass mein Mann ihm vermutlich am Telefon so derart den Kopf gewaschen hatte, dass er nun zu Kreuze kriechen musste. Vermutlich saß noch jemand im Auto und beobachtete, ob er seine Entschuldigungstour auch wirklich durchhielt. Was eine durchaus nette Vorstellung war. Als er dann tatsächlich noch einmal klingelte, öffnete ich die Tür. Sollte er doch sein Grünzeug abgeben und dann wieder gehen!

„Also, Frau Mekal! Diese Blumen sind für Sie und ... ach, könnte ich nicht reinkommen? Hier draußen ist mir das zu peinlich“, sagte er und wirkte dabei ziemlich zerknirscht. Wie ein Rottweiler mit eingezogenem Schwanz.

„Okay, aber nur kurz. Ich habe zu tun.“ Meine Stimme war streng, meine Augen unhöflich und grantig, aber in Wirklichkeit konnte ich mir ein Schmunzeln kaum verkneifen. Peter Martins war offensichtlich dazu verdonnert worden sich zu entschuldigen, sonst würde ihm mein lieber Mann vermutlich einen Anwalt auf den durchtrainierten Hintern hetzen. Schöne Vorstellung!

„Wollen Sie was trinken?“

„Kaffee wäre eine Wucht.“

„Gut, einen Kaffee lang halte ich das schon aus“, murmelte ich mehr zu mir selber, als zu ihm, hatte aber das Gefühl, dass er es hören konnte. Überraschender Weise zog er sogar seine Schuhe aus und folgte mir wie ein Hündchen ins Wohnzimmer. Schnell schob ich Bügelbrett und Wäscheberg zur Seite und warf die Espressomaschine an.

„Hmmm. Espresso. Super“, meinte er, legte die Blumen auf die Küchenanrichte und nahm Platz.

„Also, Herr Martins. Warum sind Sie nun wirklich hier?“, fragte ich, weil ich die Entschuldigungsnummer doch nicht ganz glauben konnte. Ein Mensch wie er passte einfach nicht in die Rolle des Kriechers. Sein durchdringender Blick schien zu bestätigen, dass es mehr als nur einen Grund gab, hier bei mir zu sein. Ich wurde ein wenig nervös und spähte aus dem Fenster, während ich die Blumen ins Wasser gab. Vielleicht saß ja doch kein zweiter Beamter im Auto. Martins bemerkte es und versuchte mich zu beruhigen.

„Keine Angst, ich werde Ihnen nichts tun!“, meinte er lässig, sagte es aber so, dass mir umso deutlicher bewusst wurde, welch kraftstrotzenden Fremden ich in mein Reich gelassen hatte. Draußen saß kein zweiter Polizist im Auto. Mist.

„Angst? Wer hat denn Angst?“, versuchte ich Haltung zu wahren, doch sein leichtes Lächeln zeigte ganz deutlich, dass er nicht nur wusste, wie es mir ging, sondern auch ahnte, was ich dachte.

Verdammt! Wegen der paar Nelken habe ich ihn hereingelassen? ... fluchte ich im Stillen und überlegte automatisch welche Arten von Waffen ich schnell griffbereit hätte. Messer, Töpfe, Brotmaschine ...

„Jetzt hören Sie schon auf! Ich bin wirklich hier um mich zu entschuldigen. Der Mann aus dem Spital hat alles bestätigt. Er hatte eine Kreislaufschwäche und ist auf die Straße gefallen. Die beiden Männer, die die Rettung gerufen haben, konnten auch bestätigen, dass sie das Opfer unmöglich angefahren haben. Ich bitte Sie also wirklich ganz offiziell um Entschuldigung. Wenn Sie so wollen, sind Sie sogar eine Heldin.“ *Uff, das saß!* Eine Entschuldigung und ein Lob aus seinem Mund waren irgendwie ... komisch, minimierten aber schlagartig den Großteil meiner Anspannung. Angst machte mich aber scheinbar müde, denn ich lehnte mich ein wenig erschöpft an die Küchenarbeitsfläche und drückte auf die Taste für zwei Tassen starken Espresso. Auf die Idee zu fragen, wie er seinen Kaffee wollte, kam ich erst gar nicht. Für mich war er der typische Schwarztrinker, extra strong.

Als ich ihm die Tasse hinstellte und mich ihm gegenüber setzte, lächelte er mich schon wieder an. Weiße, gleichmäßige Zähne, dunkelbraune Haare, schwarze Augen, ungewöhnlich klar und auch nicht mehr so böse und blitzend wie gestern.

„Entschuldigung ...“, begann ich und holte tief Luft. „Sie sind nicht zufällig der Zwillingbruder von Peter Martins, dem Scheusal von gestern?“ Dabei guckte ich vermutlich so dumm aus der Wäsche, dass er laut zu lachen begann.

„Sie sind nicht gerade leicht beim Annehmen von Entschuldigungen, oder?“, lachte er weiter und schlürfte seinen Espresso. „Hmmm. Genau wie ich ihn mag.“

„Ich weiß“, antwortete ich ohne nachzudenken.

„Sie wissen?“

„Ja, das ist so eine Masche. Ich bilde mir ein den Kaffeetyp erkennen zu können. Sie sind nun einmal extra strong, also sicher kein Kaffee-Latte-Typ.“ Ich wusste, wie bescheuert das klang doch im Prinzip konnte mir ja egal sein, was er von mir dachte.

„Frau Mekal, ist es für Sie okay, wenn ich Silvia sage?“

„Wie bitte?“ Mir blieb fast der Kaffee im Mund stecken – was bei Flüssigkeit nicht wirklich möglich war, sich aber umso seltsamer anfühlte.

„Hören Sie, ich möchte nicht, dass Sie weiter Angst vor mir haben. Ich hatte gestern einen schlechten Tag und eine falsche Anweisung bekommen. Sie haben mich also von einer Seite kennengelernt, die ich so nicht im Raum stehen lassen möchte.“

„Herr Martins! Ich finde es sehr nett, dass Sie vorbeigekommen sind, um ihren Fehler zugeben, aber um der Wahrheit die Ehre zu geben ... ich kann nicht vergessen, was Sie gestern zu mir gesagt haben und welche Schwingung Sie dabei vermittelt haben.“ Oje, so hatte ich es eigentlich nicht formulieren wollen, denn Andeutungen zu meiner „Gabe“ machte ich in der Regel nie.

„Sehen Sie ...“, begann er, wobei er das *Sie* so betonte, als würde er schon längst Silvia und DU zu mir sagen, wenn ich nicht so albern zickig wäre. „... eben diese Begabung, Schwingungen zu erkennen, kann für uns von Interesse sein.“

„Begabung? Wie kommen Sie denn auf so etwas?“, fragte ich und wurde unbewusst ein wenig lauter und schroffer. Niemand wusste von meinen Antennen, außer vielleicht mein Mann und natürlich meine Kinder, die nun mal einen unglaublich guten Draht zur Gefühlswelt ihrer Mutter hatten. Der Polizist spürte sofort meine Panik und ließ es vorerst bei einer vagen Andeutung bewenden.

„Schon gut, Frau Mekal. Ich lasse Ihnen meine Karte da – die inoffizielle! Falls Sie mal Hilfe in Sachen „Begabung“ brauchen, wenden Sie sich an mich. Und falls *ich* einmal Hilfe in Sachen ...“

„Nichts da!“, rief ich und fuhr aus meinem Sessel in die Höhe. „Es gibt keine Begabung und ich biete weder Hilfe an noch brauche ich sie.“ So zornig wie ich mich gerade fühlte, musste der Kerl doch merken, dass er nicht länger erwünscht war. Doch er blieb sitzen, nippte genüsslich an seinem Kaffee und blickte mich auf eine Weise an, die mir Gänsehaut bereitete.

„Ist gut, Silvia. Wenn du anfängst von mir zu träumen, werden wir sehen, ob du nicht doch Interesse hast, dich zu melden.“ Damit stellte er seine Tasse ab und kam in die Höhe. *Höher und höher*, denn er war gut einen Kopf größer als ich, breit wie ein Schrank und so durchtrainiert, dass ich mich erstmals fragte, ob er wirklich ein normaler Polizist war.

„Raus hier!“, krächzte ich und machte instinktiv ein paar Schritte rückwärts. Der Typ hatte sie ja wohl nicht mehr alle! Warum sollte ich von ihm träumen? Weil er so ein harter Kerl war oder ein aggressiver Spinner, der Begabungen witterte, wo keine waren? Gut, da war schon die eine oder andere Sonderbarkeit an mir, aber die KONNTE niemand sehen oder wittern. Niemals.

„Schon gut. Ich gehe“, sagte er und lächelte nun kein bisschen mehr. Irgendwie hatte ich den Eindruck, dass er mehr von mir wusste, als mir lieb war. „Hebe meine Karte gut auf, Silvia. Sie kann dir vielleicht einmal das Leben retten!“

„Ich weiß überhaupt nicht was Sie damit meinen. Ich möchte nur, dass Sie jetzt gehen!“, zischte ich und zitterte schon wieder am ganzen Leib. *Niemand konnte davon wissen, niemand!* Seelenruhig ging er in die Hocke und zog sich seine Schuhe an. So konnte ich nicht nur seine Haare sehen, sondern auch einen Blick auf sein Genick werfen, wo eine eigentümliche Tätowierung unter seinem Hemdkragen hervor lugte. Schlangenkopf auf roter Stange. Das Tattoo machte mir eine Gänsehaut, weil die Schlange gar so aggressiv die Fänge fletschte und Geifer von ihrem Maul tropfte. Aber dann kam der Mann wieder in die Höhe und der Blick auf das Bild war verloren.

„Auf Wiedersehen, Silvi“, meinte er mit dreister Anredeform, doch ich ließ mich nicht provozieren. Die dargebotene Hand ergriff ich dennoch, vermutlich aus reinem Reflex. Doch was dann passierte, entzog sich meiner Vorstellungskraft. Peter Martins griff nämlich nicht einfach nur zu, sondern zog mich mit einem heftigen Ruck in seine Arme. Ich stolperte vorwärts und war schlagartig in seiner festen Umklammerung gefangen.

„Was ...?“, fluchte ich und versuchte wieder fortzukommen, als er mich nur umso fester packte und meinen Kopf nach hinten beugte, damit ich ihm in die Augen sehen musste.

„Lassen Sie mich sofort los, sonst schreie, ich ...“

„Sch, sch!“, zischte er, blickte mir tief in die Augen und fuhr mit seinem Daumen sanft über meine Augenbrauen. Es war ein so seltsamer Moment und ich wie paralysiert, dass ich einen Moment vergaß zu atmen. Aus irgendeinem abartigen Grund begann ich mich sogar zu entspannen und lächelte vermutlich irgendwann.

„So ist's gut, Silvi. Du brauchst dich nicht zu fürchten! Und du wirst dich bei mir melden, wenn du mich brauchst! Auch wirst du mir zu Diensten sein, wenn *ich* dich brauche. Verstanden?“ Seine Stimme lullte mich ein, als würde ich jeden Moment einschlafen. Zumindest

hatte ich das Gefühl, meine Augen kaum offen halten zu können. Alles erschien plötzlich so unnatürlich leicht und wie in Watte gepackt.

„Ja“, hauchte ich und entspannte mich noch mehr. Vermutlich hing ich bereits wie ein Kartoffelsack in seinen Armen und war kurz davor laut zu schnarchen.

Als ich zu mir kam und immer noch im Vorzimmer stand, war Peter Martins längst fort. Wären die gelben Nelken nicht in der Küche gestanden, hätte ich auf eine Vision oder einen Traum getippt.

2. Kapitel

Die Gasse war menschenleer und dunkel. Nastassia fühlte sich unbehaglich und ihre High Heels klapperten unnatürlich laut über den Asphalt. Die Straßenbeleuchtung hatte in der gesamten Straße ihren Geist aufgegeben und aus den umliegenden Häusern drang nur spärlich Licht zu ihr herunter. Überall waren Schatten, die sich in der Dunkelheit regten und ihr nachzustellen schienen. Immer wieder blickte sie nach hinten und beschleunigte ihre Schritte.

Da war doch etwas? Erneut blickte sie zurück und versuchte die Dunkelheit mit reiner Willenskraft zu durchdringen. Doch es war niemand zu sehen und auch nichts anderes zu hören als ihr eigener Atem und das verfluchte Geklapper ihrer Schuhe. Irgendwann begann sie zu laufen, weil sie das Gefühl hatte, die Finsternis hinter ihr würde dichter werden und jemand seine schwarzen Krallen nach ihr ausstrecken. Sie lief weiter und weiter, keuchte vor Anstrengung und bemerkte nicht, dass sich tatsächlich ein Schatten aus einem der Hauseingänge löste.

Der Mann war groß und so finster wie die Dunkelheit selbst. Er hatte die Frau die längste Zeit schon beobachtet und für sich erwählt. Die kaputten Lampen gingen auf sein Konto, die Schrecken der Finsternis ebenso und so brauchte er nur zu warten und seine Vorfreude zu genießen, denn die Nutte lief in die gänzlich falsche Richtung. Ein leises Knurren drang aus seiner Kehle und er musste sich ermahnen, sich nicht zu früh zu verraten. Doch das gehetzte Wild kam brav auf ihn zu, ahnte nichts von der Gefahr direkt vor ihm.

Nastassia lief inzwischen so schnell sie konnte und gerade, als sie noch einmal nach hinten blickte und sich vergewissern wollte, dass die Finsternis nicht lebendig geworden war, prallte sie auf den riesigen Mann vor sich. Wie ein Betonpfeiler ragte er vor ihr auf und erwischte sie mit der ganzen Masse seines Körpers. Nastassia wurde zurückgeschleudert und ging augenblicklich zu Boden. Ihr Hinterkopf schlug hart auf den Asphalt und einer ihrer Schuhe flog wie in Zeitlupe durch die Luft. Für einen kurzen Moment verlor sie sogar das Bewusstsein und rührte sich nicht mehr. Ihr Mörder kam inzwischen einen Schritt näher und betrachtete sein Opfer. Kurzer Rock, schöne Beine – jetzt allerdings unnatürlich verdreht und nur mit einem Schuh. Die Frau war nicht mehr die Jüngste, aber das war perfekt. Das Blut einer reiferen Frau war viel gehaltvoller als das von jungen Mädchen. Nur in seltenen Fällen schmeckten sie wie verdorbener Wein und gerade bei Nutten musste man dies beachten. Doch die hier war noch nicht lange im Geschäft und somit genau richtig. Der Duft sagte alles über diese Frauen aus. Ob sie schwanger waren, gerade menstruierten, Geschlechtskrank waren oder gar frigide. Letzteres zählte zu den unbrauchbarsten Versionen, denn solch ein Blut schmeckte grauenhaft öde. Wichtig waren für ihn vor allem die Schenkel seiner Opfer, denn er liebte es den Frauen aus der Nähe ihres Intimbereichs Blut zu stehlen. Frivoler Duft und Schenkelblut waren eine Kombination, die ihn stets in Höchstform brachte.

Nastassia stöhnte und kam langsam wieder zu sich. Der Mörder hatte längst seine Waffen bereit und kam näher. Dieses Mal würde er schnell vorgehen – ganz ohne Spielchen, die er eigentlich so liebte. Aber auch so würde er auf seine Kosten kommen. Benommen blickte die Frau in die Höhe und sah nur einen dunklen, unnatürlich großen Schatten, der in schier unmenschlicher Geschwindigkeit auf sie zuflug. Sie wollte schreien, aufstehen und schaffte nichts von alledem, weil zwei grässlich durchdringende Augen auf sie herab stierten und ihr den Befehl gaben, still liegen zu bleiben. Ihre Beine wurden brutal auseinandergerissen, der kurze Rock mühelos nach oben geschoben. Nastassia öffnete den Mund, um zu schreien, schaffte es aber nicht, weil die mentale Kraft des Mörders sie dazu zwang, still zu halten und keinen Ton von sich zu geben. Immer noch sah sie die grässlichen Augen vor sich, obwohl die

längst nicht mehr über ihrem Gesicht schwebten, sondern bereits eine Etage tiefer gewandert waren, um zwischen ihren Beinen zu verharren, wo kein Slip mehr die Sicht verbarg.

Der Mörder knurrte und berührte ihr weiches Fleisch ungestüm mit seinen Fingern. Nastassia atmete hektisch, konnte kaum noch Sauerstoff in die Lungen bekommen, hatte aber solche Angst um ihr Leben, dass sie es umso intensiver versuchte. Für den Mörder klang es, als hätte sie gerade mächtig Spaß. Ein spöttisches Lachen zog sich über seinen Mund, ließ seine Zähne überdimensional groß erscheinen.

Hinreißend ... dachte er, bohrte seine Finger tief in ihre heiße Mitte und stieß zugleich seine Waffe in ihre Vene femoralis, die 90 % des Blutes zum Herzen zurücktransportierte. Nicht einmal jetzt konnte das Opfer schreien oder sich wehren, denn die Macht des Killers lähmte Nastassia weiterhin, während der rote Lebenssaft in heftigen Schüben aus ihrem Körper gesaugt wurde. Lediglich ihre Augen zeigten, welche Qualen sie gerade durchleben musste.

3. Kapitel

Erik kam überraschend spät nach Hause. Die Kinder lagen schon im Bett, sein Abendessen hatte ich warm gestellt.

„Ab jetzt unter die Decke, Sofie!“, lachte ich und kitzelte ihre kleinen Fußsohlen, während Erik ins Kinderzimmer trat und uns begrüßte. Nach einem unerwartet unfreundlich klingenden „Gute Nacht“ ging er wieder aus dem Zimmer und machte sich vermutlich gleich über das Essen in der Küche her. Verwundert blickte ich ihm nach, weil er so zerstreut und mürrisch wirkte. Aber vor den Kindern lächelte ich weiter, erzählte eine schöne Märchengeschichte und knipste schließlich das Licht aus.

Leise trat ich hinter meinen Mann, der im Stehen aß und komische Geräusche von sich gab.

„Was ist denn Schatz? Alles in Ordnung?“, fragte ich besorgt und schmiegte mich an seinen breiten Rücken. Er aber reagierte nicht entsprechend, brummte etwas Unverständliches und schob sich weiterhin einen Bissen von dem labbrig gewordenen Huhn in den Mund. Kurz entschlossen schnappte ich seinen Teller und ging damit zum Esstisch.

„So, mein Bester! Und nun kommst du hier an den Tisch, setzt dich gemütlich her und erzählst mir, was dir über die Leber gelaufen ist.“

Wieder nur ein Brummen und ein ausweichender Blick. Wenigstens setzte er sich und begann zu essen.

„Bier kriegst du auch und kannst es sogar aus der Flasche trinken!“, meinte ich und öffnete bereits eine eiskalte Flasche. Damit hoffte ich auf ein kurzes Lächeln oder sonst eine erfreute Reaktion, doch stattdessen kam nur wieder dieses seltsame Brummen, das ich nicht verstehen konnte.

„Herrgott, was ist denn los?“, rief ich nun etwas schärfer und knallte ihm das Bier so auf den Tisch, dass es prompt überschäumte ... fast so wie ich. Und dann blickte er endlich auf und sah mir in die Augen, während ich das verschüttete Bier mit einem Stück Küchenrolle wegwischte.

„Ich wurde gefeuert.“

„Du wurdest was?“

„G-E-F-E-U-E-R-T!“

„Aber, aber ... wieso denn? Du warst doch der aufstrebende Generalmanger und hast alle Zahlen geliefert, die sie haben wollten.“

„Scheiß drauf.“

„Was heißt das nun wieder? Gibt's jetzt einen Grund oder nicht?“

„Die Assistentin meines Chefs wollte mir an die Wäsche“, brummte er zornig und zerfledderte den letzten Rest des Huhns so derartig brutal, dass mir schon vom Zusehen übel wurde.

„Ich, ach, ich hatte ja keine Ahnung ...“

„Ja, klar! Ich habe dir auch nichts gesagt, damit du ...“

„Was? Damit ich der Schlampe nicht die Augen auskratze?“, rief ich erbost, als lautes Gekicher vom Nebenraum zu uns drang und sowohl Sofie als auch Marie ihren Kopf zu uns ins Esszimmer steckten.

„Ihr! Was macht ihr hier? Ihr sollt doch längst schlafen!“, rief ich und wollte sie mit einer Handbewegung zurück scheuchen. Doch die beiden blieben grinsend stehen.

„Aber wir wollen einen Kuss von Papa!“, meinte Marie.

„Genau!“, ergänzte Sofie und begann wieder zu kichern. „Wer ist überhaupt eine Schlampe?“, fragte sie dann noch und ich biss mir vor Ärger auf die Lippen. Die beiden konnten ja nichts dafür.

„Niemand ist eine Schlampe!“, fuhr Erik die Mädchen an, ließ das Besteck fallen und stand so abrupt auf, dass mir ganz anders wurde. Automatisch tat ich es ihm gleich und eilte zu meinen Kindern, um sie zu beschützen. Ich konnte nicht sagen warum, konnte noch nicht mal nachvollziehen, was ich an Erik so anders fand als sonst, wusste aber plötzlich, dass ich mir Sorgen machte und natürlich eifersüchtig war. Immerhin hatte Erik die Tussi aus dem Büro verteidigt.

„Gute Nacht ihr beiden!“, sagte er dann halbwegs friedlich zu Sofie und Marie, beugte sich zu ihnen herunter und küsste sie auf die Stirn. Dann drehte er sich wieder um und befahl ihnen, rasch ins Bett zu gehen.

„Ich bringe die beiden noch in ihr Zimmer“, meinte ich und nahm die Mädchen bei den Händen.

„Gute Nacht, Paps!“, schrien sie im Chor und liefen mit mir zurück ins Kinderzimmer, wo sie ganz artig in ihr Bettchen schlüpfen, zwar noch leise kicherten, aber hoch und heilig versprachen, brav einzuschlafen.

Als ich zurückkam, war Erik fort. Fassungslos suchte ich sogar im Keller, ehe ich aus dem Fenster blickte und feststellen musste, dass er mit dem Wagen weggefahren war. Einfach so! Ohne eine Wort! Ich war erschüttert, enttäuscht und fuchsteufelswild, denn so kannte ich meinen Mann nun wirklich nicht. Mit zittriger Hand schnappte ich mir das Telefon, wählte seine Mobilnummer und kam ... auf seine Sprachbox. Was mich nur noch wütender machte.

„Wenn du keinen *totalen* Streit riskieren willst, rufst du mich an!“ Kurze Pause, dann lenkte ich ein. „Bitte! Wir müssen doch über so etwas reden!“ *Piep*. Super! Die kürzeste Mailbox aller Zeiten hatte mich aus der Leitung katapultiert. Noch ärgerlicher als zuvor schleuderte ich den Hörer zurück auf die Station und begann zu weinen. Erik war vollkommen durchgedreht, hatte vielleicht ein Verhältnis und offenbar seinen Job verloren! Dann stürmte er einfach so aus dem Haus und hinterließ ein Gefühl wie „*Ich gehe nur mal kurz Zigaretten holen*“, um für immer abzutauchen.

Endlich läutete das Telefon.

„Erik?“, rief ich außer mir, doch am anderen Ende blieb es still. „Erik, bitte, was ist denn los? Rede mit mir!“

„Hier ist nicht Erik.“

„Was, wer? Sind Sie das, Herr Martins?“, fragte ich und schniefte die letzten Tränen weg.

„Sie werden sich vielleicht wundern, wegen ihrem Mann, aber ...“

„Wie bitte? Was soll das denn nun? Ich meine ...“

„Schhht!“

„Ja, ich äh...“ Aus irgendeinem Grund vergaß ich, warum ich gerade noch so aufgeregt war.

„Hör' mir gut zu, Silvi! Es hat sich plötzlich alles beschleunigt und uns bleibt nicht viel Zeit. Du wirst deine Kinder morgen nach der Schule von deiner Mutter abholen lassen und dafür sorgen, dass sie bei ihr für mindestens zwei Wochen bleiben können. Verstanden?“

„Verstanden!“, krächzte ich, obwohl ich nicht wirklich zugehört hatte und immer noch seinen Zischlaut im Kopf hörte. Dieses „*Schhht*“, wollte einfach nicht aus meinen Gehirnwindungen verschwinden, schien sich in einer Dauerschleife verfangen zu haben und machte mich müde und träge. Ich musste mich setzen und plumpste wie ein Mehlsack in den nächstbesten Stuhl.

„Ihr hattet einen Streit, aber dein Mann kommt schon wieder zurück. Vermutlich brauchst du ein wenig Urlaub. Ein Wellnesshotel in einem anderen Bundesland wäre ideal. Wichtig ist nur, dass du die Mädchen versorgt weißt, morgen zur Schule bringst und danach zu mir ins Büro kommst. Dort erfährst du alles weitere. Verstanden?“

„Verstanden!“, antwortete ich so automatisiert wie zuvor, bevor das laute *Tut-tut-tut* mich von dem ewigen „*Schhhht*“ in meinem Kopf ablenkte. Irritiert begann ich zu blinzeln und blickte auf den tutenden Hörer in meiner Hand.

Warum nur habe ich den in der Hand? Ach, ja! Ich wollte ja meine Mutter anrufen und fragen, ob sie die Mädels nimmt!

4. Kapitel

„Danke, Mama. Du bist die Beste!“, sagte ich und legte auf. Sicherheitshalber hatte ich am Morgen noch einmal angerufen, weil ich auf dem Weg zur Schule Sachen für die Mädchen vorbeibringen wollte. Zwei Wochen waren schließlich kein Pappenstil, da brauchten meine Kinder schon genug Gewand, Plüschtiere und was sie sonst noch alles mithaben wollten. Die beiden waren richtig aufgeregt, mal zwei Wochen bei ihrer Oma verbringen zu dürfen, wobei sie das Ausmaß an Zeit natürlich nicht abschätzen konnten.

„Und dass ihr mir brav seid, ihr Süßen!“, rief ich während der Autofahrt nach hinten und erhielt freudiges Gejohle als Antwort.

„Mach' dir keine Sorgen Mama, wir passen schon auf die Oma auf!“, kicherte Marie und Sofie fiel in das alberne Gelächter ihrer Schwester ein.

„Und auf den Opa! Der raucht immer zu viel Zickarrellos.“

„Das heißt Zigarillos, Sofie und Opa raucht nicht zu viel, sondern gönnt sich manchmal eine nach dem Essen und das auf dem Balkon. Ihr werdet also nicht mit Rauch belästigt.“

„Werden wir wohl!“, jammerte Marie. „Opa stinkt dann immer furchtbar aus dem Mund.“

„Dann lass dich halt nicht anhauchen, mein Schatz. Ihr seid doch gerne bei Oma und Opa, oder?“

„Klar wie Tomatensoße!“

„Marie! Tomatensoße ist meist nicht klar“, erklärte ich pflichtbewusst und erntete ein freundliches Schnauben.

„Alles klar“, meinte sie dann übermütig und ich musste so lachen, dass auch meine Mädels wieder zu kichern anfangen.

Meine Mutter öffnete mit besorgter Miene die Tür. Zuerst begriff ich gar nicht was sie hatte, doch dann fiel mir ein, dass ich mich ja von Erik getrennt und einen spontanen Wellnessurlaub in Oberösterreich gebucht hatte.

Seltsam, wie hatte ich das nur vergessen können? Doch dieser kurze Quergedanke verpuffte so schnell, wie er gekommen war. Wie komisch unbekümmert ich mich fühlte und auch verhielt, fiel mir nicht wirklich auf. Ich versuchte sogar ein Lächeln.

„Hallo, Mama! Vielen Dank für deine Hilfe! Hier hast du zwei Koffer voll mit Sachen von den Mädels. Ihr Unterricht endet heute um 12.00 Uhr, den restlichen Stundenplan habe ich dir ausgedruckt und in den Koffer gepackt. Ich werde mich natürlich jeden Tag melden. Versprochen“, sagte ich und hoffte damit alles gesagt zu haben. Was unter den gegebenen Umständen natürlich Wahnsinn war.

„Kind, ich weiß gar nicht was ich sagen soll“, begann meine Mutter überfordert. „Wie geht es dir denn? Und wo ... wo steckt denn Erik überhaupt? Er würde seine Mädels doch nie ...“

„Mama, ich hab' doch gesagt, dass ich nicht darüber reden möchte. Fakt ist nur, dass er mich verlassen hat – wegen einer anderen“, schmetterte ich ihr entgegen und hoffte, dass sie nun Ruhe geben würde. Was unter den gegebenen Umständen ... *eh schon wissen!*

„Waaas? Aber das ist ja ...“

„Bitte, Mama. Kümmere dich für zwei Wochen um meine beiden Mäuse und ich verspreche dir, dass ich das alles schon wieder hinbekomme. Ich *mus*s nur unbedingt zwei Wochen frei nehmen“, flehte ich und guckte demonstrativ auf die Uhr, weil die Kinder in den nächsten zehn Minuten in der Schule sein sollten.

„Eine Mutter hat nie frei!“, brummte meine Mutter unwirsch, ergriff aber die zwei Koffer, die ich ihr für Sofie und Marie reichte ... und das genügte mir schon, denn es kam einer Einverständniserklärung gleich. Außerdem war es für mich das Zeichen loszulassen – die Koffer, mein altes Leben, einfach alles.

Das „*Tschüss!*“ war schnell gerufen, die Kehrtwende geschickt gemacht. Meine Mutter konnte sich mit zwei Koffern in der Hand sowieso nicht wehren. Sie brummte zwar noch etwas, war aber zu überrumpelt, um mich aufzuhalten oder wirklich etwas zu unternehmen. Also lief ich ungehindert zurück zum Wagen, wo meine beiden Mädchen bereits warteten.

Nachdem ich meine zwei Goldschätze in der Schule abgeliefert hatte, fuhr ich Richtung Stadtzentrum. Ich summte ein fröhliches Lied, genoss den Anblick der Innenstadt und fragte mich erst bei der Staatsoper, was ich hier eigentlich wollte. Das Hupkonzert eines bescheuerten Rasers hatte mich irgendwie aus meinen Gedanken gerissen.

„Halt den Rand, du Idiot!“, keifte ich aus dem offenen Fenster meines Autos, weil der Spinner noch einmal auf die Hupe drückte und seinen Stinkefinger gen Himmel richtete. Kopf schüttelnd blieb ich bei der blinkenden Ampel stehen und fragte mich erneut, warum ich überhaupt in die Stadt gefahren war. Doch als es wieder grün wurde, stieg ich aufs Gas und bog in eine kleine Nebengasse ein. Dort fand ich eine Tiefgarage in einem grauen, unauffälligen Haus, drückte beim Schranken auf den Knopf und wurde tatsächlich eingelassen. Gerade als ich mit dem Einparken fertig war, klingelte das Telefon.

„Mekal!“, rief ich und stieg aus dem Wagen.

„Dritter Stock, zweite Tür. Mein Name steht dran.“ *Klick*. Es war eine kurze Anweisung, aber genau die richtige, um mich weiter zu lotsen. Ich reagierte wie ein Roboter, sah den Ausgang zum Stiegenhaus und das Büro quasi schon vor mir und ging ohne zu zögern in die richtige Richtung, als das Telefon erneut klingelte.

„Mekal?“ Es klang wie eine Frage, obwohl ich natürlich wusste wie ich hieß.

„Silvi, was soll das? Wo bist du?“ Verdutzt blieb ich stehen.

„Erik?“

„Ja, wer sonst. Bist du noch mit jemand anderen verheiratet?“

„Aber du hast mich doch verlassen!“

„Ich habe was? Spinnst du?“ Sein Ton war alles andere als freundlich und nun fiel mir wieder ein, wie seltsam er sich gestern verhalten hatte und wie schnell und unauffällig er von Zuhause abgehauen war. Die ganze Nacht war er nicht zurückgekommen.

„Ich war im Büro, hatte etwas vergessen und bin dann dort geblieben.“

„Mit deiner Tussi oder was? Und warum hast du mir das nicht gesagt? Du bist ja wie ein Verbrecher einfach abgehauen.“

„Erstens habe ich keine Tussi und zweitens habe ich dir eine Nachricht geschrieben. Du hast ja sonst immer den Tick alle Telefone abzdrehen, damit die Kinder nicht aufwachen und mein Handy spinnt zurzeit. Keine Ahnung, warum das nicht geht.“

Mist! Aber eine Nachricht hatte ich nicht gefunden.

„Von wegen Nachricht! Nichts war da!“

„Schatz, der Zettel war so groß, den kannst du nicht übersehen haben. Oder glaubst du etwa ein kleiner Einbrecher hat ihn weggeräumt?“ Er lachte, doch aus irgendeinem Grund bekam ich Gänsehaut und ein komisches Bild zischte durch meinen Kopf: Eine Hand mit schwarzem Handschuh, ein Messerblock, Angst.

„Ich hör' jetzt auf, ich ... äh ... muss jetzt wohin“, erklärte ich und legte auf. Gegen jede Regel schaltete ich sogar das Handy aus. Als Mutter musste ich immer erreichbar sein, doch die Verantwortung dafür hatte ich eigentlich heute Morgen meiner eigenen Mutter umgehängt ... auch wenn ich plötzlich nicht mehr genau wusste warum.

Allmählich wurde mir ein wenig mulmig zumute, weil ich mich so komisch verhielt und irgendwie verwirrt war. Hatte ich etwa einen Nervenzusammenbruch oder was war los mit mir? Streit mit Erik, Wellnessurlaub, Gedächtnislücken, seltsame Unbekümmertheit und unbekannte Bilder in meinem Kopf, schienen eine deutliche Sprache zu sprechen. Wie zum Beweis zischte erneut ein Bild durch meinen Kopf. Eines von einem maskierten Mann, der in mein

Haus eingebrochen war. Keuchend lehnte ich mich an die nächstbeste Betonsäule und versuchte mich zu beruhigen. Irgendetwas stimmte nicht mit mir. Als hätte ich Drogen genommen oder wäre plötzlich schizophren geworden. Mein Kopf schmerzte, als ich plötzlich einen Schub Erinnerungen einfiel.

Da war ein Anruf von diesem Martins gewesen. Daran konnte ich mich erinnern. Seine eindringliche Stimme hatte ich noch im Kopf, ebenso wie seinen Vorschlag einen Wellnessurlaub zu machen. Ja, nun wusste ich es ganz genau, es war *sein* Vorschlag gewesen, denn selber machte ich mir eigentlich gar nichts aus Dampfkammer und Hallenbädern. Je länger ich darüber nachdachte und mich konzentrierte, desto mehr bemerkte ich, dass etwas mit meinem Oberstübchen nicht stimmen konnte.

Sie haben eine ganz bestimmte Aufgabe zu erfüllen! Aus irgendeinem Grund ging mir dieser Satz nicht mehr aus dem Kopf. Und was – verflucht – machte ich eigentlich hier in einer wildfremden Tiefgarage? Gehetzt blickte ich mich um und versuchte mich noch mehr zu erinnern.

Kommen Sie zu mir ins Büro! Auch dieser Satz hallte durch meinen Kopf und schien die Antwort auf alles zu sein. Der Schlüssel lag eindeutig bei diesem Martins, der mir entweder Drogen verabreicht, oder einer Gehirnwäsche unterzogen hatte. Erneut versuchte ich mich zu konzentrieren und ging durch, was an dem Abend passiert war. An den genauen Inhalt des Telefonats mit Martins konnte ich mich nicht mehr erinnern, aber dafür drängte plötzlich eine dunkle Erinnerung in mein Bewusstsein, die ich bis dahin gänzlich vergessen hatte:

Es läutete erneut und schon beim Abheben wusste ich wegen meines mulmigen Gefühls, dass es wieder dieser Martins sein musste.

„Noch was ...“, zischte die Stimme, die plötzlich elektronisch verzerrt und unmenschlich klang. „... wir beobachten dich!“ Klack. Die Gänsehaut auf meinen Unterarmen sprach Bände, aber das krampfartige Gefühl im Magen war unbeschreiblich. Ich krümmte mich regelrecht, weil mir schlagartig schlecht geworden war. Ohne zu überlegen schaltete ich alle Telefone aus, hastete zur Eingangstür und sperrte gründlich ab, kontrollierte alle Fenster und zog die Vorhänge zu. Sogar das Außenlicht knipste ich an, weil ich mich sicherer fühlte, wenn auch draußen noch Licht brannte. Kurz blickte ich noch ins Kinderzimmer, um mich zu vergewissern, dass es meinen Mädchen gut ging, dann hastete ich ins Arbeitszimmer und warf den Computer an. Einen Moment überlegte ich die Polizei zu rufen, aber dann wurde mir wieder klar, dass der Spinner ja genau von dort kam.

Um Erik machte ich mir natürlich Sorgen, weil er mich nicht mehr anrufen konnte, doch immerhin hatte er einen Schlüssel und wenn er nach Hause kommen wollte, konnte er das ja wohl tun. Auf seine Befindlichkeiten konnte ich keine Rücksicht nehmen, denn ich musste auf die Sicherheit meiner Kinder achten. Zu allererst wollte ich jetzt etwas über diesen verfluchten Polizisten herauszufinden. Also tippte ich das Wort Polizei bei Google ein und scrollte mich so durch Bezeichnungen, Sondereinheiten, Hierarchien und so weiter. Bei einer bestimmten Sondereinheit blieb ich dann hängen, weil ihr Zeichen an die Tätowierung meines Besuchers erinnerte. Es war zwar nicht genau das gleiche Bild, aber doch so ähnlich, dass ich davon ausging, es mit der richtigen Einheit zu tun zu haben. Die Schlange war in dem Fall eine sich windende Kobra auf einem roten Schwert mit goldenen Flammen oder Flügeln im Hintergrund. Die Schlange von Peter Martins war zwar nicht als Kobra zu erkennen gewesen und auch das Schwert nicht als solches, aber ich blieb fürs Erste mal auf dieser Seite und informierte mich über das Einsatzkommando Cobra als die wichtigste polizeiliche Spezialeinheit in Österreich. Sie schien jedoch der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit des Bundesministeriums für Inneres unterstellt zu sein und gehörte nicht zu den „normalen“ Wachkörpern der Bundespolizei. Was aber die Frage nahelegte, warum ich von solch einem Beamten zu einem Verkehrsdelikt befragt worden war. Mein mulmiges Gefühl wurde noch schlimmer. Schnell scrollte ich weiter und las nach, dass diese Spezialeinheit vor allem für Terrorbekämpfung, bewaffnete Geiselnahmen und gegen das

organisierte Verbrechen im Einsatz war. Da gab es freilich noch einen Bereich für Personenschutz und bewachte Geldtransporte und eine Andeutung über eine besonderen Einheit namens „SINISTER“, aber gerade als ich nachschlagen wollte, was das überhaupt heißen könnte, ertönte ein lautes Signal aus meinem Computer und die Seite meines Bildschirms begann zu verschwimmen.

„Scheiße, was ...?“, fluchte ich laut, als plötzlich ein rot leuchtendes Pop-up-Fenster aufging und das Gesicht von Peter Martins vor mir erschien.

„Es tut mir leid Sie so spät noch zu stören, aber da sie nicht an ihr Telefon gehen ...“

„Das ist doch ...“ Schockiert starrte ich auf den Bildschirm und konnte gar nicht fassen, was gerade passierte. Mein Mann hatte mich verlassen und der Polizeispinner war gar kein Bundeskriminalbeamter, beobachtete mich und hatte sich nun beinhart in meinen Computer gehackt.

„Bitte hören Sie mir kurz zu!“, forderte er und das blöde Pop-up wurde sogar noch größer, schien einen Sensor für Dringlichkeit zu haben. Nur eben nicht für meine. Die Reaktion, die von mir folgte, war nicht kontrolliert und auch nicht wirklich durchdacht, denn ich drehte einfach den Computer ab, zog den Stecker aus dem Netz und kappte die Telefonleitung. Am ganzen Körper zitternd saß ich dann da und stierte auf den finster gewordenen Computerbildschirm. Ich fühlte mich, als wäre der Kerl nicht nur auf meinem Bildschirm erschienen, sondern gleich in mein Haus eingebrochen.

„Was, bitte, ist hier eigentlich los?“, murmelte ich fassungslos und vergewisserte mich noch einmal, dass alles ordentlich verschlossen und alle Vorhänge zugezogen waren. Dann machte ich mich auf den Weg in die Küche, schnappte mir den voll bestückten Messerblock und setzte mich mit sage und schreibe 18 Messern in das Zimmer meiner Kinder. Wirkliche Waffen gab es im Haus nicht, aber ein ganzer Holzblock mit vielen, scharfen Messerchen schien mir ein guter Anfang zu sein. Damit saß ich dann in der Kuschelecke meiner Kinder und hielt Wache ... für eine lange Zeit.

Ich erwachte von einem starken Druck und weil ich keine Luft mehr bekam. Ich wollte schreien, mich wehren, doch jemand hielt mich beinhart fest und presste seine schwarze Hand auf meinen Mund.

„Und jetzt ganz leise bleiben, sonst wachen die lieben Kinderleins auf!“, zischte ein Mann an meinem Ohr und lockerte erst seinen Griff, als ich ansatzweise zu nicken begann. Mein Herz schlug wie wild, mein Puls dröhnte in meinen Ohren. Jemand war eingebrochen!

„Sehr gut, dann stehen wir beide jetzt leise auf und gehen ins Nebenzimmer. Und keine Faxen!“ Seine Hand gab meinen Mund frei und ich atmete erschöpft ein. Dafür packte er mich an den Oberarmen, zog mich blitzschnell in die Höhe und schob mich aus dem Zimmer.

Im Wohnzimmer drehte er mich zu sich um und stieß mich in die Couch. Selbst blieb er stehen, sodass ich nun endlich sehen konnte, welch riesiger Kerl in schwarz da vor mir stand. Er trug eine Maske und eine Art Kampfanzug. Von den Waffen an seinem Körper einmal abgesehen, war vor allem seine Haltung eine einzige Bedrohung. Selbst im Sitzen schlotterten mir die Knie und ich hatte Mühe regelmäßig zu atmen. Was auch immer dieser Mann haben wollte, würde er sich zweifelsfrei nehmen.

„So, Silvi! Und jetzt erklärst du mir, warum du nicht mit mir redest!“, meinte dieser Riese mit plötzlich bekannter Stimme und ich verstand das ganze Ausmaß dieses hinterhältigen Überfalls.

„Sie!“, zischte ich fuchsteufelwild, weil sich Peter Martins einfach Zutritt in mein Reich verschafft hatte.

„Schhht! Die Kinder! Nicht vergessen!“, lachte er leise und zog sich die Maske vom Kopf.

„WAS bitte soll das alles? Wo ist mein Mann und wie sind Sie hier hereingekommen?“

„Sagen wir mal ich hatte meine Art von Messerblock, um deine Tür zu öffnen. Schönes Haus übrigens, nette Kinder.“

„Sie verrückter Spinner! Ich rufe die Polizei und dann ...“

„Ich bin die Polizei. Schon vergessen?“

„Ich ... aber ... was, verflucht, wollen Sie nur von mir? Sie haben doch deutlich gemacht, dass ich nur eine unterbelichtete Hausfrau bin, also warum machen Sie diesen Terror? Und wo bitte ist mein Mann?“

„Ihr Mann kommt schon wieder. Der hatte nur einen schlechten Tag.“

„Verdammt ich ...“, keuchte ich und begann zu weinen. Das alles war mir wirklich zu viel, schließlich war ich hier ganz alleine mit meinen Kindern und diesem Idioten, der nicht ganz zu rechnungsfähig schien.

„Wollen Sie Geld?“, fragte ich aus einem Impuls heraus und überlegte wo und wie ich rasch zu Bargeld kommen könnte.

„Sicher nicht“, antwortete Martins trocken und ließ damit ganz locker eine kleine Hoffnung in mir platzen. Wenn es nicht ums Geld ging, woran war er dann interessiert? Ich hatte wohl gerade alle Fragenzeichen der Welt in meinen Augen stehen, als er sich lässig neben mich in die Couch fallen ließ. Die Sitzpolster wölbten sich unter seinem Gewicht so stark, dass ich durch die plötzliche Schräge wie magnetisch zu ihm hingezogen wurde. Nur mit Mühe konnte ich gegensteuern und klammerte mich an die Lehne. Vermutlich hatte der Kerl weit mehr über 100 Kilos.

„Ach, ich beiße schon nicht“, lachte er überlegen und schnalzte mit der Zunge. „Wenn ich dir etwas tun hätte wollen, wäre das längst passiert. Meinst du nicht, Silvi?“

„Könnten Sie bitte aufhören mich ständig Silvi zu nennen? Ich möchte auch dieses vertrauliche DU nicht, klar? Und dann möchte ich immer noch, dass Sie hier verschwinden!“ Ich forderte und forderte und wusste doch, dass ich überhaupt nicht in der Position war, irgendetwas zu sagen oder zu wünschen.

„Ich bleibe beim Du, denn wir werden uns in den nächsten Tagen sehr nahe sein.“

„WAS?“ Ich kreischte schon wieder, dämpfte aber sogleich meine Stimme, weil ich meine Kinder auf keinen Fall wecken wollte. Der fremde Mann im Wohnzimmer und meine spürbare Panik hätten ihnen einen Schock fürs Leben verpasst.

„Wir brauchen dich für einen Auftrag. Deshalb habe ich dir ja diesen Wellness-Aufenthalt vorgeschlagen und darauf hingewiesen, dass du deine Kinder zu deiner Mutter geben sollst. Zumindest für die nächsten zwei Wochen oder so.“

„Das wusste ich ... irgendwie ... glaube ich. Verdammt ich habe ja schon mit meiner Mutter telefoniert und alles arrangiert. Das ... das war also nur wegen IHNEN? Ich meine, wie können Sie mich dazu bringen so etwas zu tun?“ Fassungslos schüttelte ich den Kopf, als könnte ich damit die diversen Denkfehler löschen. Martins gab jedoch keine Antwort und das verleitete mich zu der irrigen Annahme, dass ich wieder mehr Rechte hätte. „Jetzt werde ich natürlich wieder alles abblasen. Das können Sie vergessen, dass ich meine Kinder abschiebe!“

„Nichts werde ich vergessen, im Gegensatz zu dir. UND du wirst schön gehorchen, denn sonst komme ich jede Nacht in dein Haus und deinen Mann siehst du auch nicht mehr und wenn es ganz dumm läuft, dann werden deine süßen Kinder ...“ Er sprach nicht weiter, lächelte dafür aber umso gemeiner.

„Nicht! Das dürfen Sie nicht ...“, keuchte ich schockiert, denn mit nur einem Satz hatte er es geschafft mir meine winzige Position zu verdeutlichen und jeden Widerstand zu eliminieren. Noch schlimmer und effizienter als gestern beim Verhör. GESTERN! Was für ein Wahnsinn! Ich kannte diesen Mann gerade einmal seit ein paar Stunden und nun bedrohte er nicht nur mein Leben, sondern meine ganze Familie.

„Das ist verrückt. Ich meine, ich kann das nicht. Ich bin doch nur eine einfache Zivillistin“, wimmerte ich und konnte nicht mehr aufhören zu weinen.

„Sch, sch.“ Schon wieder dieses dämliche Geräusch von ihm.

Ich erwachte wie aus einem Traum in der Tiefgarage, wo Martins mich hingelotst hatte. Wie lange ich hier gestanden und in meinen Erinnerungen verharret hatte, konnte ich nicht sagen. Ich wusste nur, dass ich hier eigentlich nicht sein wollte, sondern mein ganz normales, einfaches Leben zurückhaben wollte. Solange ich allerdings auf einer Liste irgendeiner Spezialeinheit stand, konnte ich das wohl eher vergessen. Ich war also nicht nur aufs Übelste wegen einem Verkehrsdelikt verhört, sondern vermutlich auch hypnotisiert und manipuliert worden. Von der Polizei! Oder so etwas ähnlichem. Von dem Einbruch in unser Haus ganz zu schweigen! Das war ja wohl eindeutig ein Verbrechen und die Erinnerung daran mit Sicherheit nicht nur Einbildung.

Und was hatte er noch schnell gesagt? Er würde mich für einen Auftrag brauchen? Das war ja wohl das Letzte und so verrückt, dass ich schleunigst wieder zurück zu meinem Auto ging. Ich dachte erst gar nicht viel nach, wollte einfach nur wieder weg. Nicht um viel Geld der Welt würde ich irgendetwas machen, nur weil ein Herr Martins sich das einbildete und dafür nicht einmal davor zurückschreckte, mich und meine Familie zu bedrohen. Außerdem war solch ein Job sicher das reinste Himmelfahrtskommando. Eine Hausfrau mittleren Alters war offenbar entbehrlicher als irgendein Agent einer besonders bescheuerten Spezialeinheit.

Sinister ... fiel mir ein, während ich meinen Wagen aufsperrte. Das war doch der Name eines bestimmten Sonderkommandos der Cobra, den ich gestern Abend noch herausgefunden hatte. Doch ehe ich die Bedeutung hatte nachschlagen können, war dieses blöde Pop-up-Fenster mit Martins Bild auf meinem Bildschirm aufgegangen und hatte mich zu einer Kurzschluss-handlung getrieben.

Sinister, sinister ... ich wusste doch was es bedeutete! Es brannte mir förmlich auf der Zunge, als sich ein weiterer Geistesblitz einstellte und ich plötzlich das Vokabel mit Erklärung vor meinem geistigen Auge sehen konnte. Als hätte ich eine innere Bibliothek angezapft, die ich bis dahin noch nie gesehen hatte. SINISTER war das englische Wort für *unheimlich, unheilvoll, drohend, schlimm und finster*. Na, toll! Mir wurde gleich wieder übel. Wenigstens saß ich schon im Wagen. Ich brauchte also nur noch zu starten und dann so rasch als möglich aus der Garage düsen. Doch genau in dem Moment ertönte eine so laute Durchsage in der Garage, dass ich sie selbst bei geschlossenen Wagenfenstern verstehen konnte.

„Sie glauben doch wohl nicht allen Ernstes, dass Sie so einfach aus der Garage fahren können! Wenn Sie nicht wollen, dass ich Sie hole – und glauben Sie mir, SIE WOLLEN NICHT, dass ich sie hole – dann kommen Sie jetzt endlich in den dritten Stock ... und zwar zackig!“ Und das war es dann vermutlich, was bei mir endgültig den Hebel umlegte. Vielleicht hatte er sein dämliches „Sch, sch“ vergessen und konnte mit seiner harschen Stimme nicht so tief in mein Unterbewusstsein eindringen, aber nun, wo ich ein paar Sachen durchschaut hatte und mich auch an die Gedankenmanipulationen von ihm erinnern konnte, war ich nicht bereit, länger die Marionette zu spielen.

Ich stellte den Motor ab und stieg aus dem Wagen. Zu allererst suchte ich die Kameras der Tiefgarage und streckte die Zunge heraus. Danach ging ich auf das Treppenhaus zu und tat so, als würde ich nun tatsächlich in den dritten Stock gehen. In Wahrheit aber huschte ich an der Tür vorbei und eilte schnellen Schrittes Richtung Tiefgarageneinfahrt. Der Schranken konnte vielleicht ein Auto aufhalten, aber sicher keinen Menschen der zu Fuß unterwegs war. Meine Stöckelschuhe hallten in der dunklen Garage und für einen Moment war ich versucht sie auszuziehen, um mich unauffälliger bewegen zu können. Das alles war freilich furchtbar verrückt und wirkte übertrieben, aber es gab mir auch einen gewissen Adrenalinschub, der sich gar nicht so schlecht anfühlte. Ich wusste noch nicht, wie ich nach Hause kommen sollte oder wohin ich mit meinen Kindern fliehen würde, aber *dass* ich es versuchen würde, stand fest. Zehn Meter noch, dann kurz nach rechts und schon würde ich die Straße erblicken und alsbald in Freiheit sein. Eine Festnahme auf offener Straße müssten die Herren erst einmal

erklären und bis dahin könnten sie mich sowieso kreuzweise ... *dachte ich* ... und erblickte den grimmigen Beamten, der neben dem Schranken postiert war.

Mist! Den hatte es beim Hineinfahren noch nicht gegeben! Entweder war dieser verfluchte Martins schneller beim Telefon als erwartet, oder aber der Wachmann stand dort immer bereit. Dass er die Durchsage gehört hatte, glaubte ich nicht und wenn doch, so war wenigstens nicht mein Name erwähnt worden. Also ging ich davon aus, dass der Beamte nichts von mir wusste.

„Hallo!“, begann ich freundlich und ging auf den Herrn zu.

„Wo möchten Sie hin?“, fragte der mit strenger Miene, während er mich und mein geblümtes, offenbar ein wenig zu kurz geratenes Kleid von oben bis unten taxierte.

„Ich soll zu Herrn Martins. Aber ich bin ja so ein Dummerchen und habe den Weg nicht gefunden. Dabei muss ich schon so dringen auf die Toilette“, meinte ich und zappelte ein wenig hin und her. „Eine Frau in Not, Sie verstehen?“, flötete ich und lächelte so charmant wie ich nur konnte. Der Mann aber reagierte in keiner erkennbaren Weise, fixiert mich nur weiter streng. Also plapperte ich weiter.

„Ich werde am besten durch den Haupteingang gehen. Gleich hier draußen nach links, stimmt doch, oder?“ Ich lächelte weiter freundlich und rechnete mit einer Antwort, die bestätigen sollte, dass sich der Eingang entweder links oder rechts befand, doch stattdessen stoppte mich der Wachebeamte mit einer einzigen Handbewegung.

„Einen Moment. Ich werde Herrn Martins informieren, dass Sie hier sind. Wie ist Ihr Name?“ Mein Gott, wie konnte der Typ nur so professionell sein? Instinktiv zappelte ich ein wenig mehr und registrierte mit einer gewissen Genugtuung, dass er nun zumindest einen Schritt von mir abwich. Eine Frau in WC-Nöten war ihm dann doch nicht ganz geheuer.

„Mekal. Ich heiße Mekal, aber wenn Sie erlauben, zische ich schon mal ums Eck, denn sonst kann ich für nichts gara...“ Ich wollte gerade noch irgendeine großartige Erklärung abliefern, als eine bekannte Stimme mich vollkommen aus dem Gleichgewicht brachte.

„Schon in Ordnung! Ab hier übernehme ich!“, erklärte Peter Martins schroff und kam mir von „draußen“ entgegen. Er musste in einem Höllentempo gelaufen sein, doch er schnaufte kein bisschen, der verfluchte Mistkerl.

Verärgert sah ich den Wachmann an, dem ich die volle Schuld zuschob, dass dieser Martins mich doch noch erwischt hatte. Aber der war viel zu beschäftigt, vor seinem Chef stramm zu stehen und demütige Miene zu machen. Was für ein Arsch und was für eine Niederlage für mich! Martins schlenderte inzwischen lässig auf mich zu und lächelte so böse, dass mir ganz schummerig wurde. Weglaufen machte nun wirklich keinen Sinn mehr, denn dieser durchtrainierte Schrank hätte mich mühelos wieder eingefangen.

„Was sollte das denn?“, fragte er in seinem Büro, nachdem er mich zurück ins Gebäude geschleppt und drei Stockwerke hinauf gejagt hatte. Die ganze Zeit hatte er kein Wort gesprochen, sondern nur böse geguckt. Die Taktik dabei war klar, denn er schaffte es tatsächlich mir ein schlechtes Gewissen zu machen. Egal, wie bescheuert das war.

Das Büro war so gut wie nicht möbliert und schien vollkommen neu bezogen worden zu sein. Hier fehlte es so ziemlich an allem. Keine Bilder, keine Akten, nur ein Tisch und zwei Ledersessel. Einer auf seiner Seite, einer auf meiner. In den drückte er mich förmlich hinein, während er seine Frage erneut stellte. Freundlich war anders.

„Also was?“, zischte er.

„Na was wohl? Ich wollte Ihnen eins *auswischen* und *entwischen*. Inzwischen weiß ich nämlich, dass Sie von dieser Sinister-Einheit sein müssen und nicht mal das Recht hatten mich zu meinem Verkehrsdelikt zu befragen. Außerdem haben Sie mich voll manipuliert, sind bei mir eingebrochen und haben mich und meine Kinder bedroht. Und da fragen Sie allen Ern-

tes, was ICH mache?“ Ich schnaubte entrüstet und gab ihm deutlich zu verstehen wie bescheuert ich ihn fand.

„Also das muss man dir schon lassen. *Mutig* bist du, wenn auch ein wenig wankelmütig. Mal bist du ängstlich, dann wieder wütend und taff, dann empathisch bis hellichtig und letztendlich doch nur eine 0815-Frau mit guten Reflexen. Auch wenn du überdurchschnittlich naiv zu sein scheinst.“ *Wumm. Das saß!* Solch eine Zusammenfassung über sich selber war schon befremdend genug, sie aber von einer Knalltüte mit deutlich ausgeprägter Waffenausstattung zu hören, war doch eher beängstigend. Holster am Brustkorb, Holster am Bein, Schuss im Hirn.

„Sie sind wohl ein Waffennarr“, ätzte ich und fand, dass der Typ voll übertrieben aussah mit seinem schwarzen Gewand und dem vielen Kampfzeugs um sich herum. Schließlich war er nicht gerade bei einem Einsatz, sondern befand sich in seinem Büro. In seinem *angeblichen* Büro.

„Ich komme gerade von einem Einsatz, aber das soll dich nicht bekümmern.“ Hartnäckig blieb er beim Du.

„Also was soll ich jetzt hier? Ich habe schon gesagt, dass ich das nicht kann und auch nicht will. Diese Einheit will mich also zu einer Arbeit zwingen, die ich nicht kenne und dafür bedroht ihr meine Familie ganz nach Mafiamanier.“ Ich versuchte möglichst gefasst zu wirken, kämpfte aber schon längst mit den Tränen und zitterte bereits so stark, dass ich meine Hände festhalten musste.

„Wie gesagt, wir brauchen dich für einen Auftrag.“

„Und was passiert, wenn ich mich an die richtige Polizei wende?“

„Vergiss es, es würde dir nicht bekommen ... und deiner Familie ebenso wenig.“ Er sagte es so locker, als wäre es der reinste Spaziergang und allmählich begann ich ihn richtig zu verabscheuen.

„Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein Profi wie Sie eine Frau wie mich – ohne Vorerfahrung oder Training – überhaupt einsetzen kann. Ich meine mit Terrorsachen kenne ich mich nun wirklich nicht aus, außer es handelt sich um Trotzphasen von Kindern. Wo ich dann aber auch schon wieder bei meiner eigentlichen Frage wäre, WOFÜR ich denn überhaupt *verwendet* werden sollte?“

„Du wirst meine Partnerin sein für ein paar Tage.“

„Partnerin? Mit Pistole und allem drum und dran oder wie soll ich mir das vorstellen?“

„Als Geliebte fürs Bett.“

„Waaaas?“

„Scherz! Du sollst nur meine Frau spielen für einen gewissen Zeitraum.“

„Aber ich habe null Ausbildung in so etwas.“

„Du bist seit sieben Jahren verheiratet und seit sechs Jahren Hausfrau. Das ist genau was wir brauchen.“

„Soll ich Sie etwa bekochen?“, fragte ich schnippisch und ertete ein heiseres Lachen von ihm.

„Zum Beispiel!“

„Aber wieso gerade ich? Ich meine, ich kenne Sie überhaupt nicht, habe mir nie etwas zu Schulden kommen lassen und bin nicht daran interessiert Ihnen zu helfen oder Außergewöhnliches zu leisten.“

„Du hast einfach schnelle Reflexe und einen wirklich guten Instinkt. Dazu das unscheinbare Äußere ... perfekt.“

„Unscheinbar? Ich werde dir gleich in *deine* unscheinbaren Eier treten!“, ätzte ich schneller als mir lieb war, denn gar so derb wollte ich mich nun auch wieder nicht wehren. Seine Augen blitzten jedoch nur belustigt auf und auf den Seitenhieb ging er sowieso nicht ein. Vielleicht lag ich ja auch gar nicht so falsch mit den *unscheinbaren Eierleins*. Viel Muskelmasse,

wenig Gemächt. Heimlich grinste ich in mich hinein. Wahrscheinlich wurde der kleine Zwuck ständig von den massigen Oberschenkeln zerquetscht. Haha!

„Bist du eigentlich halbwegs fit? Übergewicht scheinst du ja zu haben, aber wie sieht es mit regelmäßigem Sport aus? Wirst du mir gleich eingehen, wenn du mal eine kleine Strecke laufen musst?“ Und das war dann einfach noch einmal so eine Frechheit, dass ich nicht anders konnte, als beleidigt zu reagieren.

„Super! Danke! Tut mir aber auch leid, dass ich nicht der durchtrainierte Typ bin, der Euch bei diesem Eierverein vorschwebt. Und übrigens: Übergewicht hättest *du* auch, wenn *du* Zwillinge geboren hättest, Arschloch.“ Die zweite verbale Entgleisung, konnte er offenbar dann doch nicht mehr so im Raum stehen lassen. Schnell packte er meine Hand und drückte zu. Er quetschte richtig und sah mir dabei in die Augen.

„Und jetzt wieder ein anständiger Ton – bitte –, sonst kann das noch lange dauern!“

„Au!“, wimmerte ich und versuchte meine Hand zu befreien.

„Ich brauche meinen Sport zum Beispiel, um nicht fett zu werden. Und wenn ich Kinder zur Welt bringen könnte, wäre ich wohl der reichste Mann der Welt“, antwortete er trocken und hörte endlich auf meine Hand zu drücken. Trotzdem stand er noch neben mir und wirkte so, als würde er nur auf die Gelegenheit warten, eine nächste Attacke zu starten.

„Was soll der Quatsch eigentlich? Sie bedrohen mein Leben, meine Kinder, mein Zuhause und ...“

„Plötzlich wieder beim Sie? Und bitte wie bedroht man ein Zuhause?“, ätzte er, verzog dabei aber keine Miene. „Ich werde dir jetzt mal sagen, was zu tun ist, ohne weiter auf dein Geplänkel einzugehen.“ Er drehte meinen Ledersessel mehr zu sich und beugte sich zu mir herunter. Seine Hände ruhten rechts und links auf der Rückenlehne und sein Kopf kam Zentimeter um Zentimeter näher.

„Nicht!“, fiepte ich und wehrte seine Nähe mit meinen Händen ab. „Nicht näher!“ Doch das hielt ihn nicht auf.

„Du glaubst doch wohl nicht, dass ich dich küssen möchte. Oder ist es das, was du dir heimlich wünschst?“, fragte er provokant und kam noch näher. Meine Finger schoben sich zwischen ihn und mir, damit er nur ja nicht meinen Mund berühren konnte. Doch er schnappte danach und schaffte es zwei Fingerspitzen in seinen Mund zu nehmen. Er biss zwar nicht kräftig zu, doch er setzte seine Zähne ganz bewusst ein.

„Au! Sie sind so ein grober Lackel!“, schrie ich, weil er immer fester zubiss, ehe er zu saugen anfang und mit seiner Zunge an meinen Fingern leckte. Mir fielen fast die Augen aus den Höhlen.

„Was zur Hölle ...“, keuchte ich und sah ihn fassungslos an, weil er so tat als würde es ihm gefallen. Da beschimpfte er mich als fett und unscheinbar und dann lutschte er an meinen Fingern? Doch ich erkannte schnell, dass auch das nur seine Art von Taktik oder krankem Humor war. Im nächsten Moment schon spuckte er meine Finger aus und packte stattdessen mein Kiefer grob mit seiner rechten Hand. Auch dieses Mal drückte er fest zu, während er mit seiner linken Hand meine Hände unter Kontrolle hielt. Ich stöhnte auf vor Schmerz.

„Jetzt reicht es mir langsam mit dir. Ich habe versucht halbwegs höflich zu bleiben, aber du bist offenbar zu bescheuert, um den Ernst deiner Lage zu erkennen. Muss ich dir wirklich erst noch weh tun, ehe du merkst, dass du hier die Befehlsempfängerin bist und kein bisschen Spielraum hast. Wenn ich sage, du sollst wie ein Häschen hüpfen, dann wirst du das gefälligst machen, ist das klar?“ Er quetschte mein Kinn weiter und schüttelte dabei meinen Kopf, sodass meine zusammengeschobenen Lippen ein schmatzendes Geräusch von sich gaben.

„Ich sag' dir was“, begann er und kam noch näher. Sein Atem brannte heiß auf meiner Haut. „Ich brauche dich für diesen einen Auftrag. Mehr nicht. Deine Kinder hast du schon in Sicherheit gebracht und dein Mann wird getrost zwei Wochen ohne dich überleben. Gehst du

dennoch zur Polizei oder machst einfach Faxen, wirst du es bereuen. Bist du weiterhin frech oder ungehorsam, bekommst du vielleicht eine gescheuert, wenn du aber die Arbeit verweigert, die dir zugetragen wird, verlierst du alles was dir wichtig ist. Verstanden?“

5. Kapitel

Diese Nastassia hatte ihn nur für kurze Zeit zufrieden gestellt, denn noch während er sich an ihrem Blut gelabt hatte, war ein Wagen durch die Straße gefahren und hatte ihn im entscheidenden Moment gestört. Frustriert war er geflohen und hatte den eigentlichen Höhepunkt seiner Tat verpasst. Er liebte die letzten Atemzüge seiner Opfer, während er noch lebendiges Blut in sich hinein saugte und ihre Vagina mit seinen Fingern malträtierte, um nebenbei Vaginalsaft zu kosten.

Das nächste Mal würde er wieder nach seiner bewährten Methode vorgehen, das Mädchen entführen und sich ein paar Tage Zeit nehmen. Diese schnelle Aktion mitten auf der Straße war nicht das Wahre und nur wegen seiner gesteigerten Gier und der verdamnten Polizei passiert, die offenbar schon viel zu nah an seiner Spur war. Mit solch einem schnellen Unsinn wollte er seine Aktionen unvorhersehbarer machen, denn die Polizei wusste längst, dass er gerne länger quälte.

Sein nächstes Opfer war ein Mann mittleren Alters. Auch die Männer hatten gutes Blut, wenn auch ein wenig herber. Die Note der Frauen konnte er jeden Tag mit Begeisterung schlürfen, doch Männer hielt er nur alle drei bis vier Wochen aus. Dann aber waren sie genau der richtige Kick, um ins Gleichgewicht zu kommen. Da er aber bei seinem letzten Mahl gestört worden war, brauchte er rascher als sonst ein neues Opfer. Dieses Mal wollte er sich wieder etwas mehr Zeit nehmen, den Kerl in die finsterste Ecke des oberen Parkdecks zerrren und von ihm stundenlang kosten. Am oberen Parkdeck befanden sich so gut wie keine Autos und es gab eine Nische, die wie geschaffen war für ein ausgiebiges Mahl. Er liebte es die Menschen nackt unter sich zu haben und ihre Genitalien mit einzubeziehen. Die Erektion der Männer, die sich zwangsweise einstellte, wenn er an ihrem Körper saugte, spielte nicht ganz so eine intensive Rolle wie die schlüpfrige Vagina einer Frau. Doch der sagenhafte Geruch von Sex und seinen Flüssigkeiten, machte auch hier sein Werk vollkommen.

„Wer ist da?“, fragte der Parkhauswächter nichtsahnend, als er dem großen Fremden gegenüberstand. „Sie dürfen hier nicht sein! Das Parkhaus ist um diese Zeit ...“, begann er, als er die grässlichen Augen des Mannes sah und den Rest seines Satzes nur noch unverständlich krächzen konnte. Vor ihm stand der Teufel. In dem Moment war er sich sicher, dass dem so war. Angst schnürte Heinz die Kehle zu, ließ kalten Schweiß auf seinem ganzen Körper ausbrechen und seine Hände unkontrolliert zittern. Dieses Etwas war kein Mensch, das hatte er erkannt, doch aus irgendeinem Grund konnte er sich nicht mehr bewegen und auch nicht entsprechend reagieren. Das Walkie-Talkie in seiner Hand wurde nutzlos, ebenso wie der Schlagstock an der Seite seiner Hose.

Die grässlichen Augen wurden eindringlicher, durchbohrten ihn mit Kraft und Magie, richteten sich auf seinen Körper, seine Seele und seinen Geist. Und ohne zu wissen warum, ließ Heinz das Walkie-Talkie fallen und riss sich nun mit beiden Händen das Hemd seiner Uniform entzwei. Knöpfe flogen durch die Luft, landeten mit klingenden Geräuschen auf dem Boden, erzeugten einen seltsamen Widerhall in der Tiefgarage und rollten unter parkende Autos. Keiner der beiden Männer blickte jedoch zu Boden. Unter dem Bann des Fremden streifte Heinz dann noch die Fetzen seines Hemdes ab und öffnete seine Hose. Genüsslich leckte sich der Mörder über die Lippen und fuhr seine zwei spitzen Waffen aus. Vielleicht sollte er ihn doch nicht erst in den oberen Stock schleifen, sondern sich gleich hier über das prächtige Häufchen Mensch hermachen. Das eigentümliche Geräusch der ausfahrenden Fänge erinnerte Heinz an eine Klinge, die schnell gezogen wurde. Doch sein Geist wurde immer träger und gleichgültiger und so konnte er nicht mehr erfassen wie schnell das fremde Wesen auf ihn zuflog und wie nahe er gerade vor dem Tod stand. Seine Hosen purzelten gerade bis

zu seinen Knöcheln herab, als ein lauter Schuss durch die Garage knallte und sich mehrfach an den kahlen Betonwänden brach. Augenblicklich wurde Heinz aus seiner Lethargie gerissen und ließ sich zur Seite fallen, sodass der Mörder an ihm vorbei flog. Ein zweiter Schuss knallte durch die Dunkelheit und der Mörder heulte vor Schmerz und Zorn auf. Wie ein wild gewordenes Tier hetzte er davon und ließ auch dieses Mal seine Beute zurück.

Der Parkwächter lag auf dem Boden, nur mit seiner Unterhose bedeckt und zitterte am ganzen Körper. Er wusste nicht mehr genau was passiert war, ahnte aber, dass er noch nie zuvor so sicher mit seinem Tod gerechnet hatte. Hektisch versuchte er sich seine Hose wieder hochzuziehen, doch es gelang nicht gleich auf Anhieb. Dafür war seine Atmung noch zu unkontrolliert, sein Körper immer noch schwer wie Blei.

„Heinz! Mensch, ist alles in Ordnung?“, fragte der Kollege aus dem Untergeschoss, der zu ihm gelaufen kam, und der ihm gerade das Leben gerettet hatte.

6. Kapitel

„Sanfter!“, schrie ich und wollte ihm eine scheuern. Sein dämliches Lachen spornte mich nur noch mehr an, wütend durch die Gegend zu stampfen und einen Fehler nach dem anderen zu machen.

„Zu viel Zorn, meine Liebe! Viel zu viel Zorn. Du musst dich mehr entspannen!“

„Arsch!“, keifte ich und bekam einen weiteren Hieb auf den Allerwertesten.

„Au, verflucht!“ Erneut stürzte ich auf die blaue Matte. Aus irgendeinem Grund hatte er es immer wieder auf meinen Hintern abgesehen ... als wüsste er, dass ich mit dieser Körperstelle mein größtes Problem hatte.

„Einfach am besten zu treffen das Teil“, lachte er böse und ging vor mir in die Hocke. Für ihn war dieses Training ein Heidenspaß und für mich eine Erniedrigung nach der anderen. Als er mir dann die Hand reichte, um mir aufzuhelfen, wähnte ich meine Chance gekommen. Ich machte mich absichtlich schwer, sodass er ein wenig Kraft aufwenden musste und nutzte den Schwung um endlich – ENDLICH – einen Schlag zu landen. Gott, was für ein Segen! Er war plump und unkontrolliert ausgeführt und durch den Verband um meine Fingerknöchel nicht so hart, wie er sein sollte, aber ich erwischte ihn mitten im Gesicht.

Sprong, schon war die Lippe geplatzt. *Herrlich!* Doch der Kerl hatte so verdammt gute Reflexe, dass er mich im Gegenzug so hart erwischte und zu Boden schleuderte, dass ich japsend dort liegen blieb. Die ganze Luft schien aus meiner Brust zu weichen und nicht mehr zurückfließen zu können, dabei konnte ich nicht einmal sagen, wo er mich getroffen hatte. Ich hechelte und probierte zu atmen, bekam aber trotzdem keinen Sauerstoff mehr in die Lunge. Sofort war er an meiner Seite und half mir in die Höhe.

„Sorry, du hast mich voll überrascht“, meinte er und klopfte mir auf den Rücken. Dann begann er langsam auf mich einzureden und mir das Atmen zu erklären, als wäre ich eine Figur in einem Blondinenwitz. „Ein – aus – ein – aus“, befahl er, während er mich mehr vornüber beugte und meinen Rücken massierte. Dadurch ging das mit dem Atmen allmählich besser. Ich keuchte zwar noch ein wenig und fühlte mich wie die letzte Idiotin, aber immerhin bekam ich endlich Sauerstoff in meine Lungen und war noch am Leben.

Wo hatte der Kerl nur hingeschlagen, dass ich so derart ausgeknockt worden war?

„Das war ein mittelstarker Schlag ins Herzchakra und es war ein Reflex. Wirklich keine Absicht. Also bitte entschuldige, Silvi“, erklärte er leise und strich mir ein paar Haare aus dem Gesicht. Es war offenbar seine Art Anteilnahme zu zeigen.

„Mann, da werde ich jetzt sicher blau“, beschwerte ich mich und rubbelte auf meinem Brustbein herum.

„Vermutlich.“

„Und wie sieht dann ein starker Schlag aus, wenn der erst mittelprächtigt war?“

„Tödlich.“

„WAS? Na, vielen Dank Massa, dass du nicht voll ausgerastet bist“, ärgerte ich mich und rubbelte fleißig weiter. Doch er schien in erster Linie erleichtert zu sein, dass mir nicht mehr passiert war und begann wegen meiner schroffen Antwort zu lachen. So herzlich und ausgelassen, dass ich kurz innehielt und ihn prüfend ansah. Seine Augen blitzten vor Humor und sein Anblick wirkte so erheitend, dass auch ich schmunzeln musste. Natürlich war ich noch voll sauer auf ihn! *Voll! Wirklich!* Aber ... irgendwie schaffte er es mich zum Lachen zu bringen. Wie auch immer er das anstellte.

„Martins!“, rief ein Mann mit befehlsgewohnter Stimme von der Tür und Martins sprang förmlich von seiner Hocke in den Stand. Allem Anschein nach war der Mann sein Vorgesetzter, denn er hetzte mit ungeheurer Geschwindigkeit zu ihm hinüber, während ich sitzen blieb

und kräftig zwischen meinen Brüsten weiter rubbelte. Da verletzte er mich schwer und ich hatte nichts Besseres zu tun, als mit ihm zu lachen. Nachdenklich schüttelte ich den Kopf und folgte Martins mit den Augen. Und Mit was ich dann zu sehen bekam, raubte mir erneut schier den Atem, ganz ohne Schlag ins Herzchakra. Vor Martins stand nämlich der wohl mit Abstand schönste Mann auf der ganzen, breiten, langen, runden Welt. Schön und nochmals schön. Vor Staunen blieb mir der Mund offen stehen, während ich nur noch stieren konnte. Der Vorgesetzte von Martins trug einen Armanianzug, der perfekt saß und dennoch zeigte, wie durchtrainiert auch dieser Kerl sein musste. Durchtrainiert, aber mindestens zehn Mal so attraktiv wie Martins! Irgendwie eleganter oder feiner. Martins hatte dunkle, sehr kurze Haare, wirkte hart und grob, war breit wie ein Schrank. Der andere war dunkelblond, mit mittellangem Haar, feineren Gesichtszügen und durchtrainiert wie ein Spitzenathlet.

Die beiden unterhielten sich angeregt, aber doch so leise, dass ich kein Wort verstand. Ich bemerkte nur, dass Martins sich in seiner Haut nicht mehr wohl fühlte und das erfreute mich doch ziemlich.

Ein Rüffel! Ha! Er bekommt einen Rüffel ... lachte alles in mir, weil ich schon die längste Zeit darauf wartete, dass jemand IHM einmal in den Arsch trat. Seit ich gestern in diesem Trainingslager im Nirgendwo einquartiert worden war, um ein paar Tage „Einschulung“ zu bekommen – für einen Auftrag, den ich immer noch nicht kannte – waren mir nur ein paar durchtrainierte Untergebene begegnet. Fürs Auge war das zwar durchaus nett gewesen, doch diesen Martins ständig als Befehlshaber zu erleben, war mir schon nach einer Stunde zuwider gewesen. *Selbstherrlich, grobschlächtig, gemein.* Das fasste wohl Martins Wesen zusammen. Ihn daher nun duckend vor seinem Chef zu sehen, hatte schon einen ganz besonderen Fun-Faktor.

Langsam rappelte ich mich in die Höhe, weil ich nicht länger als der Looser mit dem gestörten Herzchakra überkommen wollte. Außerdem wollte ich mir den männlichen Gott an Peter Martins Seite aus der Nähe ansehen. Als der dann just in dem Moment, als ich gerade als Gott von ihm träumte, zu mir herüber sah, meinte ich einen elektrischen Schlag abzubekommen. Wie ein Wirbelwind fegte seine Präsenz durch meine Sinne, während seine Iris wunderbar golden in meine Richtung schimmerte.

Mein Gott, was für ein Mann! ... dachte ich verblüfft und fühlte mich am ganzen Körper kribbelig und wie in freudiger Erwartung, obwohl ich durchaus bei Sinnen war und nicht damit rechnete, dass ein Mann seines Kalibers jemals Interesse an mir haben könnte.

Dennoch! Gucken war ja wohl erlaubt, wenn ich schon zu ihm hinüberging. Faszinierender Weise guckte dieses Wunder an Attraktivität auf fast gleiche Art zurück. Als könnte auch er nicht anders, als in meine Richtung zu starren. Euphorie war freilich fehl am Platz, denn ich war verheiratet und hatte zwei süße Kinder. Dazu war vermutlich meine Wahrnehmung ein wenig durcheinander, ähnlich wie bei überdrehten Teenagern, die gerade ihren Star zu Gesicht bekamen. Das Lächeln des Chefs bildete ich mir dennoch nicht ein. Denn – ja! – er lächelte mich an.

Seltsam ... dachte ich noch, weil ich wie unter Zwang weiterging. Ich wollte einfach genau sehen, ob der Kerl wirklich goldene Augen hatte und so breite Schultern. Als ich schon recht nahe war, ließ der Mann Martins einfach stehen und kam mir entgegen. Meine Haut wurde noch kribbeliger und alles in mir schrie danach sich dem Typen einfach an den Hals zu werfen.

„Hallo, ich bin Renee Eberich und heiße Sie in unserem Trainingslager herzlich willkommen“, meinte er mit tiefer, klangvoller Stimme.

„Hi“, schaffte ich gerade noch fehlerfrei, dann grinste ich blöd und war nur noch glücklich. *Was für ein Moment und was für wunderschöne Augen!* Sie waren wirklich golden und so ungewöhnlich, dass ich wie in Trance zwinkerte. Martins räusperte sich demonstrativ im Hintergrund und deutete mir mit einer typischen Handbewegung, dass ich einen Vogel hätte. Das

brachte mich dann doch wieder mehr auf den Boden, obwohl der Blick in goldbraune Augen mich schon irgendwie für alle Unannehmlichkeiten mit Martins entschädigten.

„Ich heiße Silvia Mekal und freue mich ... *ach, quatsch!* Sie wissen doch, dass ich nicht freiwillig hier bin!“ Gerade noch rechtzeitig war mir eingefallen, dass ich hier unter Zwang arbeiten musste. Da konnte der gute Mann der Liebesgott persönlich sein, würde sich diese Tatsache nicht verdrehen lassen.

„Ich weiß, Verehrteste und für diese Unannehmlichkeiten ...“ und damit sah er Martins direkt und mit einem Blick an, der zeigte, wie sehr er mit der Vorgehensweise seines Untergebenen unzufrieden war. „... möchte ich mich natürlich entschuldigen. Vielleicht bei einem Dinner heute Abend?“ *Uff*, das verblüffte mich dann doch und ich guckte vermutlich wie ein Hutschpferd, dem gerade ein lachender Mund gemalt worden war.

„Aber ja. Sehr gerne!“, quietschte ich ... und ich quietschte *wirklich*, während Martins im Hintergrund mit den Augen rollte, als würde ihm gleich schlecht werden.

Herrgott! Reiß dich zusammen, Silvi! ... mahnte ich mich und biss mir auf die Lippen, um nicht noch blder zu grinsen. Aber was wusste ich, warum ich so überdreht war. Vielleicht hatte der Schlag ins Herzchakra ja die volle Hormonausschüttung bewirkt.

„Ich freue mich ... *sehr* sogar“, lachte er und mir wurde warm ums Herz. „Sagen wir, um 19.00 Uhr in meinem Quartier!“ Damit reichte er mir noch einmal die Hand zum Abschied und strahlte dabei etwas so Altes und Vornehmes aus, dass ich beinahe schon mit einem Handkuss rechnete. Doch es wurde nur ein langer Händedruck, dafür aber warm und sinnlich. Am liebsten hätte ich ihn nicht mehr losgelassen und auch nicht aufgehört in seine schönen Augen zu starren. Doch das dmliche Husten des Schrankes hinter ihm, erinnerte mich daran wo ich war und vor allem wer ich war.

Ein letztes, nettes Lächeln, ein ernster Blick in Martins Richtung und dann verließ der schöne Mann auch schon wieder den Raum. Fasziniert starrte ich ihm hinterher und setzte mich glücklich lächelnd auf den Boden.

„Aufstehen, aber zackig!“, forderte Martins in gewohnter Manier, nur dass ich jetzt weniger denn je gewillt war die Idiotin für ihn zu spielen. Ein Blick auf die Uhr zeigte mir auch, dass es 14.00 Uhr war und mein Anruf bei den Kindern überfällig war. Auch bei meinem Mann sollte ich mich wohl irgendwann einmal melden, obwohl ich durchaus geneigt war, ihn noch ein wenig schmoren zu lassen. Schließlich hatte er sich nicht richtig verhalten und mich die ganze Zeit von seinen Problemen ausgeschlossen. Dass er einfach abgehauen war, hatte dem ganzen nur die Krone aufgesetzt und die angebliche Nicht-Affäre konnte ich ihm glauben oder nicht! Ein wenig zappeln lassen war also nicht so verkehrt und meine zwei Wochen Urlaub würde er schon irgendwann verstehen und akzeptieren. Seine mögliche Affäre konnte ich hingegen nicht akzeptieren. Betrug war für mich das Schlimmste, was ein Partner dem anderen antun konnte. Wobei ich automatisch wieder an diesen Renee Eberich und mein seltsames Verhalten denken musste. So derart intensiv hatte ich noch nie auf einen Mann reagiert und natürlich fragte ich mich, ab wann eigentlich solch ein Seitensprung stattfand.

Jemand schnippte mit den Fingern vor meinen Augen und ich spürte schon wieder Wut in mir hochkriechen. Dieser Martins war wirklich die reinste Nervensge und viel zu brutal zu einem Laien wie mir.

„Ich mag nicht mehr! Außerdem muss ich jetzt telefonieren. Meine Kinder erwarten um diese Zeit meinen Anruf und auch Erik sollte Bescheid wissen, dass es mir gut geht. Abgesehen davon, dass ich hier geschlagen werde“, ätzte ich und kam langsam in die Höhe. Peter Martins wollte eindeutig noch etwas sagen, doch ich ließ ihn einfach stehen und ging zur Garderobe, wo mein Handy lag.

7. Kapitel

Renees „Quartier“ hatte ich mir automatisch als spartanisches Soldatenbüro vorgestellt, doch die Unterkunft, die mich erwartete, war vollkommen anders, um nicht zu sagen VOLLKOMMEN! Etwas vom Trainingsbereich entfernt stand eine alte Villa mit vielen Türmchen in einem schönen, dichten Waldstück. Einsam und wundervoll renoviert ragte sie mit zwei Stockwerken in die Höhe und vermittelte das Gefühl in einem Märchen festzustecken oder in eine andere Zeit zurückversetzt worden zu sein. Selbst die Zufahrt wirkte wie aus vergangenen Tagen. Ein riesiges, schmiedeeisernes Tor, das allerdings automatisch zu öffnen war, ein harmonisch geschwungener Kiesweg zum Gebäude hin und ein perfekter, englischer Rasen mit peinlichst genauen Blumenarrangements. Inmitten eines dichten Mischwaldes wirkte dieses kultivierte Fleckchen fast schon bizarr und wie aus der Natur herausgerissen, um es dem Willen seines Besitzers zu unterwerfen. Staunend guckte ich aus dem Wagenfenster und als der Mann, der mich im Auftrag von Martins hierher chauffierte, stehen blieb, stieg ich aus und blieb ehrfürchtig vor dem Eingang der Villa stehen. Mein Fahrer war ein typischer Soldat dieser Einheit – groß, breit, grimmig. Sehr glücklich war er über seinen Auftrag nicht und ich konnte das durchaus verstehen. Er hatte Martins nämlich versprechen müssen, im Wagen auf mich zu warten, damit ich jederzeit wieder in mein Quartier zurückfahren könnte. Gerade so, als bräuchte ich eine Anstandsdame!

Als mir befohlen wurde zwei Wochen „auf Urlaub“ zu fahren, hatte ich noch am selben Tag ein paar Sachen gepackt – vornehmlich bequeme Kleidung, aber auch ein nettes, schwarzes Cocktailkleid und passende Schuhe. Beim Anblick der noblen Villa war ich daher froh, diese schicken Teile eingepackt zu haben. Noch bevor ich läuten konnte, wurde die Tür von einem alten Diener geöffnet.

„Herzlich Willkommen Frau Mecal! Ich freue mich, dass wir heute so charmanten Besuch haben. Mein Herr, erwartet Sie bereits im Salon.“ Damit verbeugte er sich elegant und ließ mich ein.

Salon. Na wusch! Das klang doch alles recht vornehm und die Einrichtung bestätigte nur, was ich die ganze Zeit schon vermutet hatte. Alles wirkte wie aus einem Antiquitätenladen, bestens renoviert oder in Stand gehalten und einfach nur sauteuer. Während ich noch staunte und den Mund nicht schließen konnte, führte mich der Diener bereits weiter. Bei einem Bild blieb ich dann trotzdem hängen, weil es Reneé Eberich in schimmernder Rüstung auf einem Pferd zeigte. Das Bild spielte vor einem mittelalterlichen Hintergrund und wirkte so lebensecht, als hätte dieser schöne Mann tatsächlich zu dieser Zeit gelebt. Der schöne Renee als Ritter – was für eine Vorstellung!

Eine tiefe Stimme zu meiner Rechten riss mich aus meinen Gedanken.

„Schönen guten Abend, Frau Mecal“, meinte Renee und streckte mir die Hand entgegen. „Dieses Bild darf Sie nicht verwundern. Es war ein Scherz meiner Mutter. Sie bildete sich immer ein, einen Ritter in mir zu sehen.“ Er trug wieder einen perfekt sitzenden Armani-Anzug und sah einfach umwerfend aus. Die Krawatte hatte er sich gespart, dafür aber die obersten Knöpfe seines weißen Hemdes geöffnet. *Wow, was für ein lässiger Anblick!* Mein plötzlich wieder junges Frauenherz quietschte vor Vergnügen.

Gott, wie peinlich! Gut, dass er das nicht hört! ... dachte ich und reichte ihm schnell die Hand.

„Auch einen schönen Abend“, sagte ich und zog die Hand rasch wieder zurück, weil meine Haut schon wieder verräterisch zu kribbeln begann. Der Typ war irgendwie zu gut um wahr

zu sein und ich viel zu durcheinander, wenn ich an einen gemeinsamen Abend mit ihm dachte.

„Sie sehen ja fantastisch aus!“ *Hatte ich das etwa laut ausgesprochen?* Verdutzt starrte ich ihn an, als er sein Kompliment wiederholte.

„SIE sehen fantastisch aus, Silvia“, meinte er mit einem leisen Lachen und ich begann blöd zu kichern, weil ich mich gerade total vertan hatte.

„*Ich?* Ja, vielen Dank! Sie sollten *sich* einmal sehen“, prustete ich los, weil etwas in meiner Gehirnchemie durcheinander geraten war. Renee Eberich erkannte das wohl und war sich seiner Wirkung auf mich bewusst, aber er lächelte milde. Natürlich kannte er seine umwerfende Wirkung auf Frauen. *Schon wieder ein Glucksen!* Allmählich war ich soweit, mir selber auf die Zehen zu steigen, nur um mich abzumahnen und etwas mehr Haltung anzunehmen.

„Folgen Sie mir bitte!“, meinte er schließlich und übergang mein seltsames Verhalten mit einem weiteren, charmanten Lächeln. Er führte mich in seinen Salon und der hatte es ganz schön in sich! Offenes Kaminfeuer, antike Möbel in bestem Zustand, alles penibel sauber und ordentlich, viele Bilder und ein Tischchen mit silbernem Sektkühler, Sekt und wunderschönen, hochgezogenen Gläsern. Während er die Flasche öffnete und roséfarbened Sprudelwasser in die wunderschönen Gläser schenkte, konnte ich meinen Mund einfach nicht halten.

„Ich hätte nicht gedacht, dass Sie so wohnen“, stellte ich fest und nahm das gereichte Glas entgegen. Der Sekt darin prickelte ebenso wie jeder Zentimeter meiner Haut.

„Sie dachten wohl ich bin ein Waffennarr, Auszeichnungenverliebt, habe tote Tierköpfe an den Wänden und nichts als Uniformen- und Soldatenzeugs im Sinn.“ Er lachte und prostete mir elegant zu. Danach nahm er einen kräftigen Schluck.

„Ah, der Champagner ist herrlich!“, stellte er fest und ich dachte nur ein *ups*. Champagner mit Sekt zu verwechseln, bestätigte nur, wie wenig Ahnung ich von Alkohol und vom feinen Leben hatte. Ohne Worte prostete ich ihm zu und nahm auch einen Schluck.

„Hmmm. Der ist aber wirklich gut“, flüsterte ich und genoss nicht nur den Geschmack, sondern einfach alles an dem Getränk. Die Farbe, das Bouquet und die ständige Bewegung der Flüssigkeit. Fasziniert beobachtete ich die kleinen Bläschen, wie sie energisch in die Höhe stoben und an der Oberfläche zerplatzten. So derart intensiv schmeckendes Sprudelwasser hatte ich noch nie getrunken. Aber alles an diesem Haus, diesem Mann und eben diesem Champagner war besonders.

Als ich wieder zu meinem Gastgeber blickte, um etwas Belangloses über seinen erlesenen Geschmack zu sagen, blieben mir die Worte im Hals stecken. Renee hatte mich die ganze Zeit beobachtet, denn in seinen Augen sah ich plötzlich einen lauenden Ausdruck, der mir Angst machte. Als hätte etwas von meiner Faszination eine vollkommen neue Saite bei ihm zum Klingen gebracht. Vielleicht hätte ich mich ja auch geschmeichelt fühlen sollen, doch ich fühlte eine so starke Schwingung von Bösartigkeit und Gier, dass ich verwirrt blinzelte. Dieser schöne Mann hatte eindeutig noch andere Seiten. GANZ andere Seiten! Doch ehe ich noch genauer eruieren konnte, was mich so durcheinander brachte, war der Ausdruck bereits verschwunden und er wieder bei seinem charmanten Lächeln angekommen. Von Bösartigkeit keine Spur. Blinzeln musste ich dennoch und das unangenehme Gefühl von vorhin versuchte ich zu ignorieren.

Das Essen war der absolute Traum und hatte Haubenrestaurant-Charakter. In solch stilvollem Rahmen kam ich mir überhaupt wie eine Prinzessin vor, obgleich der werte Gastgeber kilometerweit von mir entfernt saß. Der unschöne Eindruck von vorhin war jedenfalls verschwunden, ebenso wie jedes Bedenken, ob ich als verheiratete Frau hier überhaupt sitzen sollte. Während dem Essen sprachen wir aufgrund der weiten Distanz nicht viel, aber ich hatte sowieso den Eindruck, dass er sich auf jeden Bissen seines Essens sehr genau konzentrieren musste. Da das Essen aber so köstlich schmeckte, störte mich die fehlende Unterhaltung